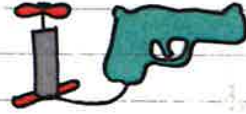




8



Der Montag ist ein mieser Verräter.

Ich bin sofort hellwach, als mein Wecker klingelt. Ich blicke aus dem Fenster und sehe noch mehr Autos vor unserem Haus stehen. *Klick, klick*. Ein Fotograf hockt doch tatsächlich auf unserer Buche und hat mich fotografiert, wie ich am Fenster stehe und in der Nase bohre. Ungewaschen, ungekämmt. Jetzt rubbelt er auf dem Touchscreen seiner Kamera herum wie ein südostasiatischer Gibbon-Affe auf Borneo im Pelz eines Artgenossen auf der Suche nach Läusen. Der hat sie wohl nicht alle, der Affe! Ich renne noch im Pyjama in die Küche, wo ich meinem Ärger Luft verschaffen will, mir vor allem aber gute Neuigkeiten erhoffe. Mein Vater hockt zusammengesunken am Tisch. Rosa sitzt daneben, schaut mich an und schüttelt nur den Kopf.

»Nein, es gibt nichts Neues«, sagt sie.

»Wir gehen heute nicht zur Schule«, erklärt mein Vater. Das macht mir jetzt wirklich Sorgen. Papa geht *immer* zur Schule, selbst wenn er krank ist und Mama Angst hat, er könnte zusammenbrechen. Papa fehlt nie. Mama meinte neulich, Papa würde sich notfalls auch



auf allen vieren zur Schule schleppen. Und jetzt gehen wir beide heute nicht hin?

Soll ich wieder ins Bett schlüpfen, mir die Decke über den Kopf ziehen und nie mehr hervorkommen, bis meine Mama wieder da ist? Ein verlockender Gedanke. Nein, ich glaube fast, ich muss da jetzt durch. Mein Vater braucht mich, und ich brauche ihn. Wir Männer müssen zusammenhalten, egal, was passiert. Also gehe ich mich waschen und anziehen.

Als ich wieder in die Küche komme, sitzen Papa und Rosa noch genauso da wie vorhin. Ich hole meinem Vater die Zeitung. Er lässt sie einfach liegen. Und dies nicht bloss, weil er die Medienberichterstattung zum Fall Janser bereits online gelesen hat. Er wirkt leerer als leer. Ein leerer Lehrer.

Eins ist klar: Es ist nichts mehr so, wie es mal war. Und das vielleicht für immer.

Ich fühle mich krank. Einsam und verlassen. Gedankenverloren kaue ich auf meinem Brötchen herum.

»Haben die Entführer denn nicht angerufen?«, frage ich mit vollem Mund.

Papa schüttelt den Kopf. »Nein. Eben nicht. Das macht mich wahnsinnig.«

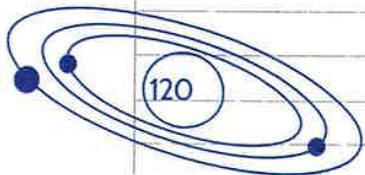
Dann wissen wir also auch nicht wirklich, ob es eine



Entführung war. Eigentlich wissen wir noch immer rein gar nichts. Selbst die Ausserirdischen-Theorie könnte also noch stimmen. Nein, heute heitert mich auch dieser Gedanke nicht mehr auf, nicht einmal ein Sekündchen. Vielleicht lebt Mama gar nicht mehr? Ich kämpfe mit den Tränen. So gesehen wäre eine Entführung der beste Fall, denn kein Entführer bringt sein Opfer um, wenn er die Chance hat, eine Menge Geld zu erpressen.



Ich lasse das angebissene Brötchen auf dem Teller liegen, gehe in mein Zimmer und öffne die Facebook-Seite meiner Mutter. Sie ist nahezu explodiert. Da brauche ich ja Stunden, um jeden Kommentar zu lesen! Die meisten wollen nur ihr Mitgefühl ausdrücken, sind schockiert und betroffen. Einige waren an Mamas gestrigem Konzert und berichten, wie schön ihr Auftritt gewesen sei. Und dann schreibt einer, er habe sie heute Morgen in Berlin gesehen. Ein anderer hat sie in Ascona in der Kirche beobachtet. Eine Frau ist ihr beim Joggen im Wald von Oberwil begegnet. Auch auf dem Pilatus oben wurde sie gesichtet. Sie habe gehinkt. Immer mehr Leute schreiben, sie hätten meine Mama irgendwo bestimmt oder ziemlich sicher oder zumindest wahrscheinlich gesehen und erkannt.



Wie soll man da den einen, wirklich wichtigen Hinweis erkennen? Vielleicht hats die Polizei doch nicht so einfach, wie man meint.

Ich poste noch einmal die Telefonnummer der Schweizer Polizei und schreibe, dass sachdienliche Hinweise direkt an sie zu richten seien, damit keine wertvolle Zeit verschwendet werde. Ich selber bin jedenfalls überfordert mit dieser Masse von Fans, die alles Mögliche behaupten. Eines ist klar: Mama kann nicht gleichzeitig überall gewesen sein.

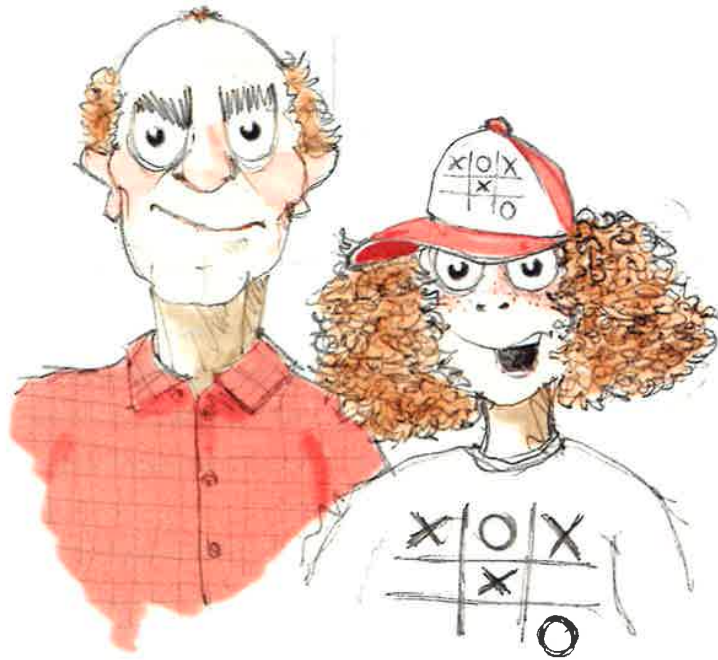
Dann steht Kriminalpolizist Inderbitzin wieder auf der Matte. Diesmal knallt er uns die Fotos vom Vortag auf den Tisch. Und er wirkt dabei ziemlich sauer.

»Sie haben mich angelogen!«, schnauzt er. »Alle beide! Was haben Sie sich dabei gedacht?«

Papa und ich, wir schauen uns an, ziemlich entgeistert. »Herr Janser, Sie kennen den einen Mann! Wie erklären Sie mir das?«

Wir schauen noch einmal ganz genau hin. Genauer sogar. Es sind einfach irgendwelche Männer. Fremd. Unbekannt.

»Das ist der Vater von Tim Tobler.« Er holt Luft, und ich denke: Tim Tabak? »Tim ist Ihr Schüler, Herr Janser, und Tim ist dein Schulkamerad, Johnny.« Inderbitzin sagt



das in einem Ton, als hätte er uns als Mittäter überführt, und klopft heftig mit seinem Zeigefinger auf eines der Fotos.

Ich versuche, ihm zu erklären, dass Tim leider nicht mein Freund ist und ich seinen Vater noch nie gesehen habe.

Und mein Vater ist jetzt richtig wütend.

»Wieso sollte ich den kennen?!«, brüllt er. »Denken Sie wirklich, solch kriminelle Elemente würden in Elternsprechstunden erscheinen? Und ich will Ihnen grad auch noch sagen, dass ich diesen Herrn Tobler schon mehrfach aufgefordert habe, bei mir zu erscheinen, weil sein Sohn nämlich schon jetzt völlig neben der Spur läuft.« Papa macht eine kurze Verschnaufpause und fügt, jetzt nicht mehr ganz so laut, an: »Und denken Sie wirklich, ich hätte es Ihnen nicht gesagt, wenn ich einen der beiden erkannt hätte? Denken Sie das wirklich?!«

Auch Inderbitzin ist jetzt nicht mehr laut und entschuldigt sich aufrichtig.

»Wir haben die beiden Männer zum Verhör geholt. Sie behaupten, sie seien nach dem Kaffee an der Stehbar, wo es nur ein wenig Small Talk mit Frau Janser gegeben habe, sofort heimgefahren. Sie hätten sich mit zwei Kollegen in Andermatt zum Jassen getroffen und in der Raststätte bloss einen Tankstopp eingelegt.« Inderbitzin hält inne, seufzt und erklärt dann, dass man die bei-

den nach der Befragung wieder nach Hause geschickt habe, sie aber weiterhin sehr genau im Auge behalte.

»Und heute Abend schalten wir noch einmal die Vermisstmeldung in den Fernsehnachrichten.«

Mir ist schlecht.

Richtig übel.

Tim Tabaks Vater ein Entführer, ein Krimineller mit Knarre, das wäre ja der Hammer!

Aber ich habe keine Zeit, länger darüber nachzugrübeln.

»Und nun zu dir, junger Mann«, wendet sich Herr Inderbitzin an mich, und seine Stimme wirkt wieder bedrohlich. »Mit deinem Facebook-Aufruf hast du ein gewaltiges Chaos angerichtet. Du hast eine Lawine losgetreten, und wir werden von Anrufen und Mails überrollt. Dass das klar ist: Du startest ab sofort keine solchen Aktionen mehr, ohne dich vorher mit uns abgesprochen zu haben. Verstanden?«

Oh.

Papa schaut mich erstaunt an, aber ich weiss, was Inderbitzin meint.

»Ob du das verstanden hast? Ich habe nichts gehört. Ich will eine klare Antwort! Keine Aktionen mehr auf eigene Faust! Ist das klar!?«, doppelt der Wachmeister mbV nach.

Ich nicke und murmle etwas, das wie »Ja« klingt und »Entschuldigung«, und husche dann in mein Zimmer.



Okay, da habe ich vielleicht tatsächlich einen Fehler gemacht. Aber einen Versuch war es wert.

Ich lege mich traurig aufs Bett und ziehe die Beine fest an meinen Körper, kugle mich ein wie ein Igel beim Winterschlaf und weine ins Kopfkissen.



»Na, dass der Vater von Tim ein kriminelles A..., äh, ein kriminelles Element sein soll, wundert mich nicht wirklich«, sagt mein Vater beim Mittagessen.

Rosa hat uns etwas gekocht.

»Aber ein Entführer?«, sinniert Papa weiter. »Und weshalb sollte er dann ausgerechnet Jasmin entführen? Wir wohnen ja alle im gleichen Dorf! Der wäre ja wirklich unbeschreiblich doof.«

Inzwischen ist Mamas Manager angereist und sitzt mit am Tisch. Aber er ist, wen wunderts, keine Hilfe. Charly Camenisch ist nervös und zappelig wie Scrat, das hyperaktive »Rattenhörnchen« aus »Ice Age«, meinem Lieblingsfilm. Der magere Kerl kann kaum mehr sitzen, und die Fingernägel hat er sich bereits bis fast zu den Handgelenken abgeknabbert.

»Wir müssen etwas tun!«, sagt er immer wieder, scheint aber keine Ahnung zu haben, was. Er nervt.

»Wenn das irgendeine Scheisswerbeaktion von euch ist, nur um Schlagzeilen zu machen, dann könnt ihr echt was erleben! Und zwar dermassen!«, sagt Papa



irgendwann und erdolcht ihn beinahe mit seinem schneidenden Mathelehrer-Blick.

Charly lacht nur hysterisch.

»Um Gottes willen, was denkst du von uns?«, antwortet er beleidigt.

Besser, wir beantworten seine rhetorische Frage nicht. Ist auch nicht nötig. Mein Vater meinte schon immer, Charly würde seine eigene Mutter verkaufen, wenn er damit in die Schlagzeilen kommen könnte. Seine Sache. Aber wenn er das nun tatsächlich mit meiner versucht, dann muss ich ihn in die Nase beißen!

In den Fernsehnachrichten und auf den Titelseiten der Zeitungen das Bild der eigenen Mutter zu sehen, mit Zeugenaufruf und allem Drum und Dran, das wünsche ich keinem, das ist ein Mega-Albtraum, ein Horror, echt. Und dann kommen Anrufe ohne Ende, aber natürlich hat keiner etwas gesehen. Es sind nur mitfühlende oder neugierige Mitmenschen. Nachbarn klingeln und bringen Kuchen vorbei. Das ist alles irgendwie nett und gut gemeint. Mamas Eltern rufen stündlich an und werden morgen vom Bodensee her anreisen. Sie wohnen dort, und ich sehe sie nur selten. Es wird wenig nützen, wenn sie hier sind. Mir jedenfalls nicht. Mamas Freundin Syra kommt vorbei. Sie ist lieb und genauso verzweifelt wie wir alle. Es ist ein nervöses Gewimmel.



als hätte jemand in ein Wespennest gestochen. Alles ist in Aufruhr. Immer mehr Leute wollen sich kümmern, haben Ideen, was passiert sein könnte, wollen uns beruhigen oder trösten. Das Haus wird immer voller, und trotzdem ist da eine grosse Leere. Weil Mama nicht mehr da ist.

Ich flüchte schliesslich in mein Zimmer und schalte meinen Computer ein. Pling, pling, pling, macht der Posteingang. Ich bin wirklich total überrascht, wie viele Schulkameraden mir geschrieben haben, sogar die ganz coolen.

Sara zum Beispiel: »Es tut mir leid, und ich fühle mit Dir. Ich hoffe auf ein Happy End. Wir denken an Dich. Sara.«

Wow!

Das sind wohl die ersten persönlichen Worte dieses Schuljahres, die sie an mich richtet.

Ich bin gerührt.

Klar hätte ich lieber nette Worte ohne Mitleid gehabt.

Aber ich nehme sie auch so und freue mich darüber.

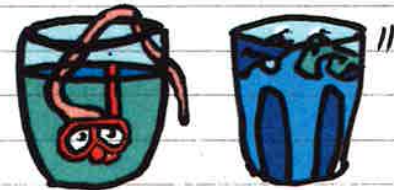
Georg hat auch zwei Sätze geschrieben, und sogar Tim hat gemailt: »Ich hoffe, Deine Mutter kommt bald heim. Bestimmt wird sich alles als Sturm im Wasserglas

herausstellen. Ich drücke Dir die Daumen!« Und dann hat er noch die Frechheit, mich um eine Stimme beim Voting für den besten Song zu bitten. Ich soll für seinen lausigen Song stimmen?! Ich gebe ihm meine Stimme gern, wenn er mein Arrangement übernimmt. Vorher kriegt er goanix! Heute hat er meine CD im Briefkasten. Wir werden sehen.

Vorerst bin ich vor allem gespannt, wie er wohl reagieren wird, wenn er erfährt, dass sein Vater einer der Hauptverdächtigen im Fall Jasmin Janser ist.

Auf der Facebook-Seite meiner Mutter ist der Teufel los. Es hat keinen Sinn mehr, alle Postings zu verfolgen. Wenn die Seite heute Morgen schon fast explodiert war, ist sie das jetzt komplett. Ich hoffe einfach fest darauf, dass der richtige Hinweis den Weg zur Polizei findet, irgendwie.

WURM STURM



IM WASSERGLAS

9

Der Dienstag ist der lausige Bruder des Montags.
Ein Unterschied ist nicht zu finden. Wir sind erschöpft,
haben keine Nerven mehr, keine Kraft, keinen Mut,
keine Hoffnung.

Ich öffne mein Schlafzimmerfenster schon gar nicht
mehr. Die Zahl der Journalisten hat sich wohl verzehn-
facht. Auf unserer Buche siehts inzwischen aus wie im
Affenhaus vor der Fütterung. Verschiedene Fernseh-
sender stehen mit Übertragungswagen vor unserem
Haus. Fans trampeln Mamas Lavendel nieder.

Aber dafür sind jetzt meine Grosseltern hier, die sich in
aller Herrgottsfrühe auf den Weg gemacht haben und
nun im Gästezimmer einquartiert sind. Oma und Opa
nehmen das Zepter in die Hand. Als Erstes machen sie
meinem Vater Vorwürfe, weil er Mama nicht ins Tessin
begleitet hat. Aber mal ehrlich: Wenn er sie zu jedem
Auftritt begleiten würde, was wäre dann mit mir? Und
mit seinem Job? Die beiden haben doch keine Ahnung,
was hier so abgeht, Tag für Tag. Die glauben wohl,
Volksmusik-Star zu sein, das sei ein kleiner Nebenjob,
eine Teilzeitstelle, ein Hobby.



Als Wachtmeister mbV Inderbitzin wieder vorbeischaute, wird er gleich mal von Opa in die Zange genommen, und zwar richtig. Und vor allem wird dem armen Beamten klargemacht, dass es so nicht mehr weitergehe. Die Polizei mache zu wenig, und das wenige, was sie mache, mache sie auch noch falsch.

Super. Jetzt machen sich die Leute von der Polizei mit Sicherheit viel motivierter auf die Suche nach Mama, nachdem ihnen Opa schon am Morgen die Laune versaut hat...

Oma erklärt Rosa, dass sie vorläufig nicht mehr kommen müsse. Sie kümmere sich ab sofort persönlich um alles. Ich sehe den verletzten, ratlosen Blick unserer Haushälterin, und bevor sie das Haus verlässt, verspreche ich ihr, sie per SMS laufend »upzudaten«. Gern hätte ich sie hier bei uns behalten!

Opa tritt grossspurig vor die versammelte Presse und erklärt, dass es keine Neuigkeiten gebe und man sofort eine Medienmitteilung herausgeben würde, sobald etwas von Interesse zu vermelden wäre. Sie könnten also ruhig wieder gehen.

Ha. Ich muss lachen.

Das interessiert keinen einzigen von den Journalisten. Die bleiben trotzdem. Die sind wie Zecken. Opa hat keine Ahnung von unserem Leben, vom Leben mit einem Promi.



Oma fängt an, das Haus auf den Kopf zu stellen, und putzt wie verrückt, als hätte das schon ewig keiner mehr gemacht. Wahrscheinlich will sie sich einfach bloss ablenken, beschäftigen. Sie geht uns nur leider furchtbar auf die Nerven damit, weil man ja nicht leise und unauffällig putzen kann.

Nachdem Oma endlich alles geputzt hat, putzt sie auch noch die Putzutensilien. Und dann die Putzutensilienputzutensilien. Voll krank.

Irgendwie ist es echt kein Wunder, dass aus meiner Mutter eine Volksmusiksängerin geworden ist, bei den komischen Eltern. Man kann sich seine Eltern halt nicht aussuchen. Wer weiss das besser als ich. Aber Oma und Opa sind wirklich eigenartige Menschen. Sie kommen nur selten vorbei, aber dann marschieren sie ein wie eine feindliche Armee, übernehmen sofort lautstark das Kommando, die Herrschaft über alles. Mag sein, dass mir das so vorkommt, weil sie immer nur bei besonderen Anlässen oder in Krisensituationen aufkreuzen. Wie damals, als Papa von der Buche gefallen ist (als er den verirrten Wellensittich der Nachbarin retten wollte) und Mama auf Tournee war. Oder als meine Eltern einmal gemeinsam auf eine Kreuzfahrt gingen, um ihren zehnten Hochzeitstag zu feiern.

Warum können Grossmütter nicht mehr so wie vor hundert Jahren einfach nur im Schaukelstuhl sitzen und stricken? Und der Grossvater könnte von mir aus auch mehr bilderbuchmässig sein, wie bei Heidi auf der Alp oder so, gern etwas schrullig, aber auf eine lebenswerte Art und Weise. Vielleicht habe ich ein gestörtes Verhältnis zu Oma und Opa.

Meine Mutter meinte einmal, nachdem wir bei ihnen Ferien gemacht hatten und ich mich über meine Grosseltern beschwerte: »Verwandschaft ist halt Schicksal. Die bekommt man einfach so, ohne Wahlmöglichkeit, ohne Joker. Die muss man genau so nehmen, wie sie ist. Später kannst du dir Freunde suchen, einen Bekanntenkreis, Kollegen. Und die sind dann auch eine Art Familie, eine selbst gewählte. Noch etwas später findest du eine liebe Frau und gründest mit ihr eine eigene Familie und machst sowieso alles besser als wir.«

Darauf hat sie mich umarmt und gelacht, und das hat sich herrlich angefühlt, ganz so, als bräuchte ich gar keinen Joker.

Ganz ehrlich: Ich habe ja schon Mühe, Freunde zu finden. Also sollte ich vielleicht weniger über Verwandschaft und Familie meckern, sondern froh sein, dass es sie gibt.

Aber vielleicht habe ich ja gar keine Mutter mehr. Und dann kommen Oma und Opa und holen mich ab, ich muss bei ihnen am Bodensee leben, und sie kommandieren mich bis ans Lebensende herum. Oder noch schlimmer, sie ziehen zu mir. Heilandzack! Das darf einfach nicht sein, weil ... weil ... weil ich bei meinen Eltern leben will!

Schon wieder klingelt das Telefon. Sofort sind alle still, und Papa wartet, bevor er den Hörer abnimmt, auf das Zeichen der Polizistin, die inzwischen rund um die Uhr bei uns ist. Normalerweise winkt er immer sofort entwarnend ab, wenn wieder irgendein Journalist, eine Bekannte oder Verwandte anruft, wenn ihm einer eine Versicherung verkaufen will oder Wein aus der Toskana. Diesmal scheint es aber ernst zu sein, und keiner bewegt sich mehr.

Alle starren auf Papa.

»Was?«

»Wer sind Sie?«

»Wie geht...«

»Ich will aber...«

»Geht es ihr...«

»Ich will...«

Papa sinkt auf das Sofa. Er sieht aus, als hätte er ein Gespenst gesehen. Als wäre er selber eines. Eigentlich



hatte er die Anweisung, so lange wie möglich mit dem Anrufer zu reden. Aber das ging wohl schief, denn er kam ja gar nie zu Wort. So kann man das Gespräch kaum zurückverfolgen.

Papa setzt seine Brille ab, reibt sich mit der linken Hand die Augen. Dann setzt er die Brille wieder auf. Entgeistert schaut er mit traurigem Blick in die Runde und sagt schliesslich: »Sie wollen... sie wollen dreieinhalb Millionen. Sie melden sich morgen wieder. Wenn wir das Geld dann nicht bereit haben, werden sie uns«. Papa schluckt leer und fährt, den Tränen nahe, fort: »Dann werden sie uns – einen Finger von Jasmin schicken. Und übermorgen den nächsten und dann einen weiteren, bis wir schliesslich bezahlen. Oder Jasmin keine Finger mehr hat.«

Ich schreie auf. Das ist zu viel für mich. Hallo, ich bin ein Kind! Abgeschnittene Finger, wo sind wir denn hier? Was sind das für Vorstellungen! Was kommt denn da noch alles auf uns zu! Ich will meine Mutter wieder und nicht bloss ihre Finger!

Oma weint.

Immerhin: Die Aufnahme hat geklappt, und wir hören sie uns alle mehrmals an. Inderbitzin bittet uns, genau hinzuhören, ob wir die Stimme erkennen oder mit irgendwem in Verbindung bringen.



Der Mann hat einen vorgefertigten Text vorgelesen, so viel ist klar: »Ich habe Jasmin Janser. Gegen dreieinhalb Millionen Schweizer Franken bekommen Sie sie wohlbehalten zurück. Übergabe ist morgen. Sollten wir das Geld bis dann nicht haben, schicken wir Ihnen einen Finger Ihrer Frau und dann jeden Tag einen weiteren, bis Sie bezahlen.«

Dann hat er einfach aufgelegt. Die Stimme war leicht verfremdet, der Mann sprach Hochdeutsch, aber man konnte einen Schweizer Akzent erkennen. Trotzdem: Wir wissen nicht, wessen Stimme es ist.

Mein Vater läuft jetzt aufgeregt durch die Wohnung und telefoniert mit dem Bankdirektor, mit dem er regelmässig Schach spielt. Er bittet ihn vorbeizukommen. Die Polizei verdoppelt ihren Krisenstab.

Keiner beachtet mich. Ich fühle mich so nutzlos und hilflos. Nervös streiche ich meine Haare hinter die Ohren und hole sie wieder hervor. Immer und immer wieder. Was soll ich bloss tun?

Oma schneidet Gemüse klein und kocht für eine ganze Armee, während sie sich verstohlen Tränen wegwischt. Opa mäht mit finsterner Miene den Rasen. Er trägt Ohrschützer und reagiert daher auf keinerlei Fragen der Medienleute. Jeder geht mit der Situation auf seine Art und Weise um.



Ich möchte auch irgendetwas tun und zünde mit zitteriger Hand die Kerze an, die Rosa am Sonntag für Mama aufgestellt hat. Ich versuche, einigermassen unbeholfen, weil ungeübt, ein Gebet. Kein Gott der Welt kann wollen, dass man mir meine Mama wegnimmt.

»Lieber Gott...«

Soll oder muss ich ihm etwas versprechen, einen Deal mit ihm aushandeln?

»... ich schimpfe nie mehr über meine Eltern, wenn du mir meine Mutter wieder zurückbringst.«

Oder besser ein wenig Druck machen?

»Wenn meiner Mutter etwas passiert, werde ich nie mehr einen Fuss in eine Kirche setzen!«

Ist das Bestechung? Egal.

»Wenn meine Mutter gesund zurückkommt, komponiere ich ein Weihnachtslied für deinen Sohn.«

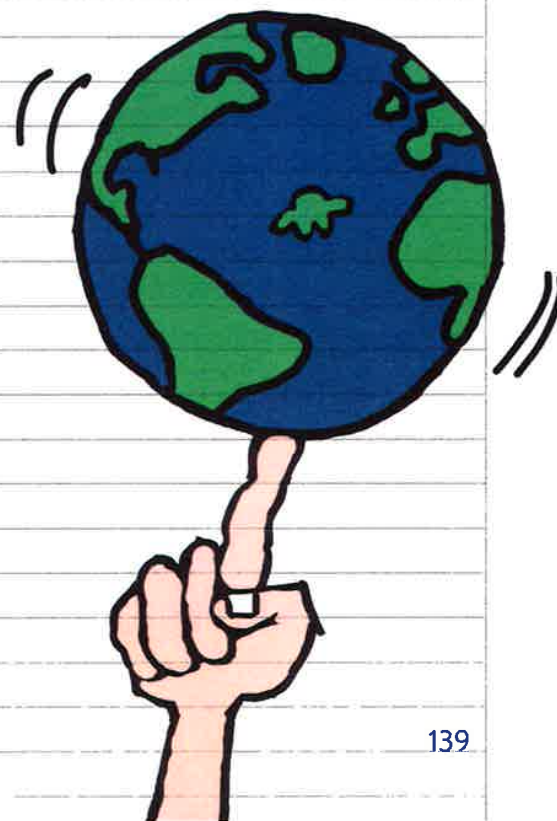
Wie gesagt, ich bin aus der Übung. Die abgedroschenen Gebete aus dem Religionsunterricht haben mir nie gefallen, aber jetzt ein sinnvolles eigenes zu finden, ist auch nicht so einfach. Vielleicht müsste man zwischendurch mal üben, wenn es einem gut geht. Danke sagen und so.

Ich glaube, die, die eh nur im Krisenfall angekrochen kommen, erhört so ein Gott doch sowieso nicht. Ich wäre da jedenfalls schon ein wenig nachtragend, wenn ich Gott wäre.

Wenn meine Mutter zurückkommt, werde ich mal mit ihr über Gott und Gebete reden. Sie weiss da besser Bescheid.

Hoffentlich gibt es auch ohne offizielles Gebet ein Happy End.

Ich setze mich ans Klavier und spiele ein paar Lieder meiner Mutter und denke fest an sie, versuche, ihr irgendwie Kraft zu schicken, hoffe, sie spürt meine starken Gedanken.



10

Natürlich kann in dieser Nacht keiner wirklich schlafen. Es ist nach Mitternacht, als ich in die Federn falle. An Schlaf ist nicht zu denken. Die Bilder von abgeschnittenen Fingern verfolgen mich wie böse Geister. Irgendwann schlummere ich doch ein, beinahe wenigstens – und dann schrecke ich hoch. Ich stehe fast im Bett, bin hellwach.

Unglaublich!

Unfassbar!

Eine Erkenntnis!

Eine Erleuchtung!

Ich weiss nicht, ob ich weinen oder lachen soll.

Aber ich weiss, wer der Entführer ist!

Wie Sternschnuppen fällt es mir von den müden Augen.

Ich renne wie der Blitz ins Wohnzimmer hinunter, wo die Polizistin, die auf einem Sessel ein wenig eingenickt ist, schon zur Waffe greift vor Schreck. Ganz höflich bitte ich sie, die Aufnahme noch einmal abzuspielen. Und dann höre ich es deutlich.

Im Hintergrund des kurzen Gesprächs pfeift einer ein



Lied. Und es ist nicht irgendein Lied. Es ist kaum zu fassen, es ist »School Party«.

Wahnsinn!

»Da pfeift einer ein Lied«, sage ich aufgeregt.

»Ja«, antwortet die Polizistin desinteressiert. »Und?

Darf er das nicht?«

»Wenn jemand spricht, dann kann er nicht gleichzeitig pfeifen.«

»Exakt. Daher gehen wir ja auch von zwei Tätern aus«, erklärt sie, und zwar so, als würde sie mit einem unterbelichteten Erstklässler sprechen.

»Ich glaube, ich kenne das Lied.«

»Ach? Und?«

»Es könnte ein Beweis sein. Dieses Lied kennen erst ganz wenige Menschen.«

Sie setzt sich wieder hin und schüttelt den Kopf. »Vielleicht kommt es ja mal in die Hitparade. Dann werden es ganz viele Leute kennen. Aber mit deiner Mutter hat das vermutlich nicht so wahnsinnig viel zu tun, wie du denkst. Mach dir keine Sorgen, unsere Profis sind Profis!«

Hallo? Die spinnt ja wohl! Die hat keine Ahnung, wie wichtig Lieder sind. Und »School Party« wird uns direkt zu den Kidnappern führen. Ich spiele ihr den Ball praktisch direkt vors Tor, und die blondierte Politeuse rafft es nicht!



Ich schicke Tim Tabak eine E-Mail und ein Whatsapp und eine PN auf Facebook und bitte ihn darum, mich SOFORT anzurufen. Der ist doch bestimmt noch wach, diese Nachteule.

Ist er.

»Was geht ab, Johnny? Bist du aus dem Bett gefallen?«, fragt er munter.

Er hat wohl noch nicht einmal geschlafen.

»Wir müssen uns sehen. Sofort. Und keiner darf etwas erfahren. Weder dein Vater noch mein Vater. Schaffst du das?«

Tim ist sofort für ein geheimes Treffen zu aktivieren.

Wenn etwas Aussergewöhnliches abgeht, macht er erwartungsgemäss reflexartig mit, ohne lange zu fragen.

»Schaffst du das? Ich mach so was ständig.«

Ich habe überhaupt keine Übung darin, heimlich unser Haus zu verlassen. Aber so schwierig ist es dann doch nicht. Vielleicht sollte ich es öfters mal tun. Ich tapse in den Keller, husche hinten zum Haus raus und schwinge mich lautlos auf mein Fahrrad. Hoffentlich kann man in Anwesenheit der Polizistin nicht so leicht einbrechen, wie man ausbrechen kann! Sie schläft wohl bereits wieder im Fernsehsessel.

Tim und ich treffen uns beim Schulhaus. Auch er ist mit dem Fahrrad gekommen.



»Tim, ich bin fast sicher, dein Vater hat meine Mutter entführt«, platze ich einfach heraus.

Einen Moment lang befürchte ich, er springe mir direkt ins Gesicht, so wütend sieht er aus.

»Hast du Beweise?«, fragt er schliesslich, sichtlich um Fassung bemüht.

»Ja. Die Polizei vermutet, dass es zwei Entführer sind. Einer hat sich heute telefonisch gemeldet, und im Hintergrund kann man jemanden ›School Party‹ pfeifen hören!«

Da fällt Tim Tabak wirklich die Kinnlade runter.

»›School Party? Meinen Song?«, echot er fassungslos.
»Ja.«

»Mann, bist du sicher? Das ist ja abartig, das ist ja voll der ›Mops in der Laterne!«

»Nein, es ist leider nicht ein Mops, ich bin eben fast sicher, dass es dein Vater ist.«

Ich bitte ihn, zu überlegen, wo sein Vater meine Mutter hingebracht haben könnte. Da kann es doch nicht so viele Möglichkeiten geben. Oder?

Tim denkt.

Ich platze fast vor Anspannung.

»Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass mein Vater so etwas tun würde.«



Tim klaubt eine ramponierte Zigarette aus einem Blechetui mit Hanfblatt-Verzierung. Sein Zippo-Feuerzeug flammt kurz auf, der Glimmstängel fängt Feuer, und Tim zieht den Rauch tief in die Lungen. Während er mit leicht zugekniffenen Augen zu reden beginnt, qualmt es aus seinem Mund.



»Mein Vater war früher Drucker. Dann hat er seine Stelle verloren, weil die Druckerei stillgelegt wurde. Willst du auch einen Zug?«

Ich verneine, und Tim fährt hüstelnd fort: »In dieser ehemaligen Druckerei bastelt er noch immer manchmal herum. Dort müsste man mal vorbeischauen.«

»Gehen wir!«

Er guckt mich überrascht an.

Und dann radeln wir einfach los. Durch die Nacht. Er mit der Zigarette im Mundwinkel. Und ich mit dem Herz in der Hose. Am Dorfausgang steht das heruntergekommene Gebäude. Wir beobachten das Haus aus einiger Entfernung.

»Was nun?«, fragt Tim.

Ich habe wirklich schon sehr viele Krimis gesehen, aber jetzt bin ich auch ratlos.

»Vielleicht sollten wir doch die Polizei einschalten?«

»Also ich glaube nicht, dass das nötig ist. Mein Vater ist ungefährlich«, sagt Tim. »Aber er hat einen Kumpel, der ist eine harte Nummer. Als ich vorhin daheim weg-



ging, sass mein Vater vor dem Fernseher. Wenn deine Theorie stimmt, dann könnte es sein, dass der andere Wache schiebt. Ich habe ehrlich gesagt schon jedes Mal ein mulmiges Gefühl, wenn er bei uns aufkreuzt; zum Glück kommt er nur selten. Ich möchte nicht wissen, wie der drauf ist, wenn er etwas ausgefressen hat und man ihm auf die Schliche kommt.«

Tja, und nun?

Ich klaube die Karte von Inderbitzin aus dem Hosensack und gebe sie Tim. Er überlegt eine Weile. Dann nickt er.

Ich wähle die Nummer, und Inderbitzin geht beim siebten »Tüüt« ran.

»Mmm, Innebisin«, stöhnt der Wachtmeister mbV.

Er hat offenbar auch schon geschlafen. Ich erkläre ihm, wo wir sind und was wir herausgefunden haben. Anders als die Polizistin bei mir zu Hause, ist er sofort hellwach. Er befiehlt uns, uns nicht von der Stelle zu rühren.

Tim und ich stehen also da und warten. Und warten.

Wir reden kein Wort. Und warten. Es sind gefühlte Stunden, in denen sich unsere Gedanken und Fantasien und Ängste überschlagen. Auf einmal sitzen wir im selben Boot. Oder mindestens auf demselben See, denn streng genommen ist Tims Boot ja ein ganz anderes als meines. Und vor allem hat seines ein Leck, irgendwie ...



Inderbitzin hat eine bewaffnete Eingreiftruppe zusammengetrommelt. Das Gebäude wird umstellt. Tim, der schon öfter hier war, kann erklären, wo welche Türen und Räume sind.

Die Polizisten in Kampfmontur bewegen sich lautlos. Und auf einen Wink des Kommandanten schlagen die Männer zu. Es geht alles sauschnell.

Wie im Fernsehen.

Genau so.

Nur dass die Spannung fast unerträglich ist, weil es um mehr geht als ein wenig Abendunterhaltung und Nervenkitzel. Es geht um das Leben meiner Mutter.

Doch dann erscheinen die verummten Polizisten auch schon wieder auf dem Parkplatz. Fehlalarm.

Das Gebäude ist leer.

Die Enttäuschung ist wie ein riesiges Loch, ein Krater, in den ich ungebremst hinunterfalle.

Seine Leute hätten zwar in einem Raum eine Art Lager mit vermutlichem Diebesgut entdeckt, aber das sei es dann auch schon gewesen, meint Inderbitzin. Nun kommen auch die Hundeführer mit ihren Schäferhunden aus der alten Druckerei. Die Hunde hatten das Gebäude abgeschnüffelt. Erfolglos. Nichts. Nada. Da ist kein Mensch, und da war auch meine Mutter nie.

Ich hocke am Boden und schluchze. Ich war so sicher! Ich hatte so viel Hoffnung! Inderbitzin versucht, mich zu beruhigen, tätschelt mich wie einen Hund.

Dann fragt er Tim eindringlich: »Hast du nicht noch irgendeine Idee? Gibt es noch ein Haus, einen Raum, eine Hütte, eine Wohnung, zu der dein Vater Zugang hat?«

Tim rauft sich die Haare. Jetzt sieht er noch wilder aus als sonst schon.

»Doch, mein Vater hat mal einen alten, klapprigen, wertlosen Stall mit einem winzigen Stück Land geerbt. Wir sind fast nie dort. Mein Vater hasst diesen Platz. Ich glaube, er hat ganz schlimme Erinnerungen daran. Genaueres hat er nie erzählt.«

Inderbitzin breitet eine Landkarte auf der

Kühlerhaube seines Autos aus, und Tim erklärt

ihm den Weg zur Hütte. Sie steht oberhalb von Rickenbach. Der Tross setzt sich in Bewegung. Man nimmt uns mit, weil Tim eventuell helfen kann, wenn es Fragen zur Hütte oder zum Weg dorthin gibt.

Als wir ankommen, halte ich die Spannung kaum aus. Aber wieder nichts. Fehlanzeige.

Die gleiche Enttäuschung.

Doch ich bin sicher: Ich habe den wichtigen, richtigen Tipp gegeben. Dies sage ich auch Inderbitzin, mehrmals, eindringlich. »School Party«, dieses Lied muss der Schlüssel zur Lösung sein!



Tim hingegen wiederholt, dass er ja von Anfang an gesagt habe, dass er seinem Vater keine solche Tat zutraue. Und jetzt ist er ziemlich sauer. Auf mich. Ein Polizist bringt ihn samt seinem Fahrrad nach Hause, Inderbitzin mich mit meinem bis vor unsere Tür. Ich schleiche durch den Keller und das Treppenhaus an der im Wohnzimmer schnurrenden Polizistin vorbei und krieche erschöpft und traurig ins Bett.



11.

Am nächsten Morgen ist es hektisch und laut. Alle sind nervös und gereizt. Papa hält das Geld in einer Sporttasche bereit. Er hat von meinem nächtlichen Ausflug gehört und ist entsetzt. Er verbietet mir unmissverständlich, mich weiter einzumischen. Das sei nichts für Kinder.

Oma gibt noch einen obendrauf: »Du hast bis auf weiteres Hausarrest, mein Sohn!«

Jetzt hats ihr aber völlig ausgehängt! Ich bin nicht ihr Sohn (und im Moment auch nur sehr ungern ihr Enkel). Die spinnt ja wohl. Beleidigt gehe ich auf mein Zimmer.

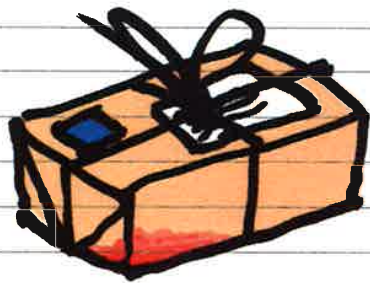
Auf Facebook drehen die Fans meiner Mutter langsam durch. Sie wollen sich am Abend alle vor unserem Haus treffen und gemeinsam beten. Hallo? Was soll das denn bringen?

Ich schreibe ein eindringliches Posting, in dem ich bitte, davon abzusehen.

»Haltet lieber die Augen weiter offen, denkt an uns und betet bitte zu Hause, das hilft uns mehr«, töggele ich.

Aber auf mich wird wohl keiner hören. Und das Problem bleibt: Ist der Tsunami im Internet erst einmal ausgelöst, kann ihn keiner mehr stoppen.

Als gegen Mittag der Postbote kommt und ein Päckchen bringt, denkt keiner etwas Böses. Papa öffnet es. Nach einer Schrecksekunde schreit er auf und lässt das Schächtelchen samt Inhalt fallen.



So sehe auch ich, was ihn so erschreckt hat.

Fleisch und Blut.

Blutiges Fleisch.

Ein Finger.

Mamas Finger!

Zuerst schlägt es mir die Sprache, dann muss auch ich schreien. Zeter und Mordio.

Mamas blutender Finger liegt auf dem weissen Küchenboden.

Es ist einfach absolut grauenhaft.

Wir haben doch das Geld bereit!

Wir tun doch alles, was die wollen!

Und nun das, die schneiden einer Frau, meiner schönen Mama, einen Finger ab. Mit einem Messer. Einfach so. Oder vielleicht war es auch eine Säge oder eine Beisszange. Zwack, und ab war er. Unvorstellbar.

Allein schon die Schmerzen, die meine Mutter zu erleiden hatte. Mama! Wie wird sie in Zukunft das Mikrofon halten? Wie die Knöpfe an ihrem Konzert-Dirndl schliessen? Wie Autogramme schreiben? Wie auf zehn zählen?

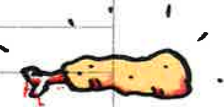
Scheisse!

Ich kann nicht aufhören zu heulen.

Die Polizistin streift sich routiniert einen Latex-Handschuh über und bückt sich nach dem schrumpeligen Finger. Emotionslos hält sie ihn in der Hand und inspiert ihn. Eiskalt. Ungerührt. Abgebrüht. Ich habe das Gefühl, dass ich mich übergeben muss. Und auch Papa sieht aus wie einer, der bei einer stürmischen Atlantiküberquerung auf einem Hochseedampfer an der rostigen Reling hängt.

»Wenn das der Finger Ihrer Gattin ist, das können Sie mir glauben, dann bin ich Francine Jordi!«, verkündet die Polizistin.

Sie zeigt mit dem blutigen Finger auf uns und sagt in



bestimmtem Ton: »Meine Herren, das ist nicht der Finger von Jasmin Janser. Das ist bloss ein Stück Knochen mit blutigem Fleisch. Wahrscheinlich von einem Tier. Das können Sie mir getrost glauben, ich kenne mich da aus, mein Vater ist Metzger. Ich tippe auf Huhn. Pouletschenkel. Schweizer Qualität. Fünfzehn Franken das Kilo.«

Wir setzen uns und halten die Luft an.

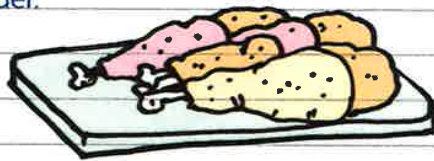
Nun liest Papa den beigelegten Zettel ganz langsam vor: »Dies ist nur eine Warnung. So könnte es aussehen, wenn der erste Finger kommt.«

Wir atmen also wieder.

Ein und aus.

Aus und ein.

Uff!



Ja, du hast es beim Lesen ja auch gemerkt, solche Momente fahren tierisch ein. Nein, Kinderkram ist das nicht. Wirklich nicht. Doch es geht grad im gleichen Tempo weiter.

Wenige Minuten später klingelt das Telefon.

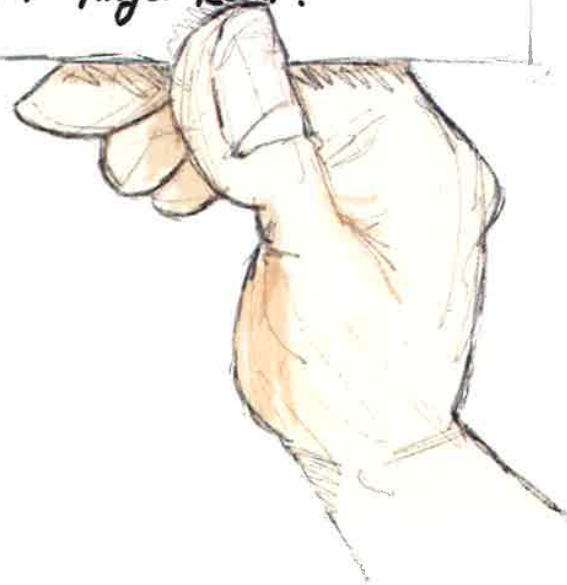
Papa geht ran. Und ruft nach mir.

Nein, er schreit.

»Sie haben Mama gefunden! Johnny, sie haben Mama gefunden!«

Wir fallen uns in die Arme.

Dies isst nuhr eine
Warnung. So könnte
ess aussen wehn der
erste Finger komt.



»Sie lebt!«

Papa hat auf Wiederholung geschaltet.

»Sie lebt!«

Mehr ist nicht aus ihm herauszubringen. Er jauchzt.

»Sie lebt!«

Okay, das habe ich jetzt begriffen. So weit waren wir schon.

»Sie lebt!«

Papa weint wie ein Kind, ich habe ihn noch nie so gesehen. Noch nie!

So unverhofft, wie alles über uns hereingebrochen ist, der Schrecken, die Angst, der Horror, so plötzlich scheint alles wieder vorbei zu sein. Noch weiss aber keiner Genaueres.

Wachtmeister Inderbitzin kommt, und alle warten auf seine Erklärung: meine Grosseltern, Syra (die Freundin meiner Mutter), die Nachbarn (die gerade frische Brötchen vorbeigebracht haben), Charly (der Manager). Auch Rosa ist hier. Wie gebannt lauschen wir Inderbitzins Bericht.

»Tim hatte dann doch noch einen Einfall. Sein Vater hütet manchmal das Haus und den Garten seines ehemaligen Chefs, wenn der länger weg ist. So auch diesen Monat, da war er gerade mal wieder auf Weltreise.«
Was!?!



»Jasmin Janser war in einem Kellerraum dieses Hauses, einer Art Hobbyraum, eingesperrt. Weil die beiden Gangster aber nach unserem Verhör wussten, dass sie verdächtigt werden und mit einer strengen Überwachung rechnen mussten, haben sie es mit der Angst zu tun gekriegt. Sie haben Frau Janser einfach allein zurückgelassen, mit einer 1,5-Liter-Flasche Wasser (ohne Blööterli) und ohne Essen. Und sind nicht mehr zu ihr zurückgekehrt. Die zwei waren mit der Situation total überfordert. Immerhin haben sie bei ihrer Verhaftung gleich alles zugegeben und...«

»Wo ist Mama?«, unterbreche ich Inderbitzins endlosen Redefluss.

Die Erklärungen sind durchaus spannend, aber wichtig ist uns doch im Moment einzig, zu erfahren, wo Mama jetzt ist. Also?

»Ah, ja klar, 'tschuldigung, das ist ja jetzt das Wichtigste: Wir haben Frau Janser ins Krankenhaus gebracht. Es geht ihr einigermaßen gut, aber sie bleibt ganz bestimmt noch 24 Stunden zur Überwachung im Spital, wo sie wieder aufgepäppelt wird. Sie war ja schliesslich nicht im Wellness-Urlaub.«

Guuuuut.

Das klingt alles sooo guut!

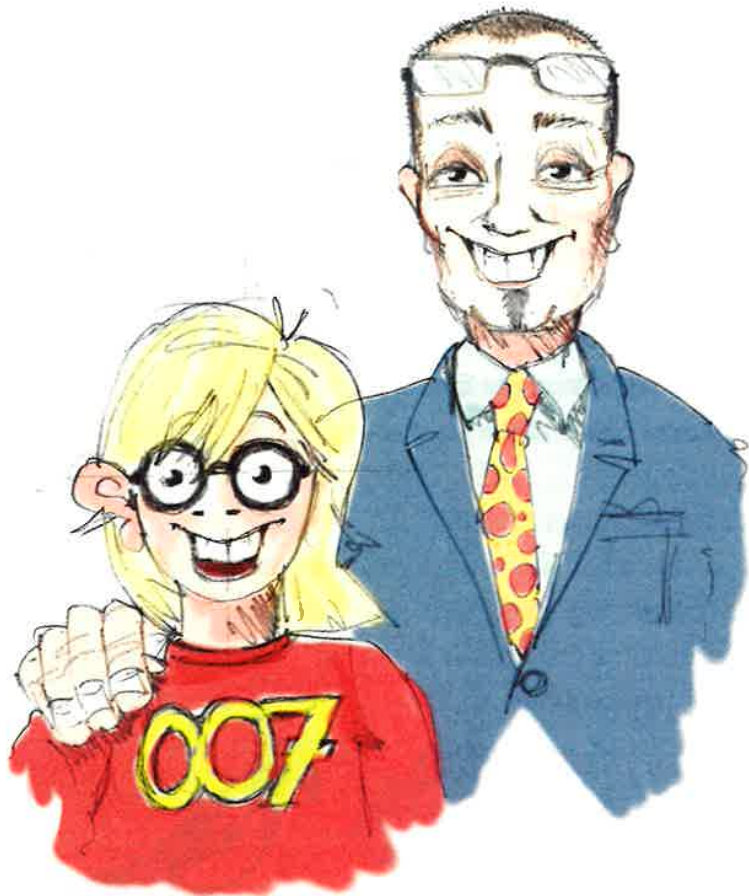
Ich hüpfte einmal im Kreis.

»Und Tims Vater?«, will ich wissen.

»Rumpeldipumpel, weg war der Kumpel.« Inderbitzin lacht über sein Scherzchen und erzählt weiter: »Wir haben die Männer sofort an ihrem Wohnort verhaftet. Sie hatten beide schon Vorstrafen auf Bewährung und sind nun fällig. Die ziehen wir jetzt mal vor Gericht und dann für eine Weile aus dem Verkehr.«

Tim tut mir leid. Ich habe jetzt wieder eine Mutter, er dafür keinen Vater mehr. Wie bescheuert ist das denn!? Und wie bescheuert war denn Tims Vater? Eine einigermaßen professionelle Lösegeldübergabe hätten er und sein Kumpan anscheinend niemals hingekriegt. Wirkliche Deppen! Kriminell wie die Elstern – aber doof wie Nachbars Lumpi. Die Schnarchnasen sahen nur das schnelle Geld, hatten aber keine Ahnung von gar nichts.





Aber ich mag jetzt nicht gross darüber nachdenken,
was das für Tim bedeutet. Meine Freude ist zu gross.
Und mein Vater strahlt wie ein frisch geschlüpfter
Milchuhu.

»Danke«, sagt er immer wieder und umarmt jeden, der
im Raum steht. Auch Wachtmeister mbV Inderbitzin.

»Danken Sie Ihrem Sohn«, sagt der sichtlich gerührt.

»Er hat uns den wichtigen Hinweis gegeben und blieb
hartnäckig. Wir glaubten nicht mehr wirklich, dass die
beiden Ganoven etwas mit der Entführung zu tun
haben. Aber Ihr Sohn brachte uns mit dem Lied wieder
auf die richtige Spur. Und Tim gab den letzten Tipp.«
Ich bin stolz wie Oskar.

Mehr noch, ich platze fast vor Stolz.

Ich wachse innert Sekunden um zwei bis drei Meter.

Inderbitzin reicht mir die Hand und bedankt sich ganz
offiziell bei mir.

»Johnny, du bist eine Bombe. Du wirst bestimmt ein-
mal ein super Detektiv!«

12

Papa und ich wollen jetzt endlich zum Krankenhaus fahren. Charly besteht darauf, dass wir vorher kurz mit den Medien reden, alle drei. Das sei doch prima Werbung für seine Künstlerin. Ein entführter Star sei werbetechnisch nicht zu toppen, meint er. Ausnahmsweise machen wir gute Miene zum bösen Spiel. Nicht wegen der Werbung, sondern aus purer Glückseligkeit. Auf gehts.

Wir verlassen das Haus und werden von einem richtigen Blitzlichtgewitter geblendet. Ich verstehe ja ehrlich gesagt nicht, weshalb die immer blitzen müssen, ich fotografiere meistens ohne Blitz, und die Bilder sehen auch so super aus. Ich stelle mir vor, was passiert wäre, wenn wir uns vor den Journalisten gedrückt hätten und durch die Hintertür abgehauen wären. Ich glaube, die blutrünstige Meute hätte uns gefunden und zerfleischt. Unzählige Reporter mit Mikrofonen und mindestens ein Dutzend Kameramänner richten ihre elektronischen »Waffen« auf uns. Charly erzählt kurz von der Entführung, inklusive Lösegeldforderung, und auch das blutige

Päckchen lässt er nicht aus. Wenn er so erzählt, klingt es immer noch wie ein Horrorfilm.

Mein Vater erklärt dann, dass wir uns jetzt auf den Weg ins Krankenhaus machen wollen und dass er alle Medien bittet, uns diesen Moment zu gönnen und meine Mutter wenigstens einen Tag lang in Ruhe zu lassen.

»Sie wird später sicher gern selber erzählen, was sie genau erleben musste«, sagt Papa und schaut mich kurz an.

Ja, ja, wir denken beide dasselbe: Mama wird eine riesige Pressekonferenz geben, mit Imbiss und Apéro, wo sie lang und breit und ausführlich ihr Abenteuer wiedergeben wird, und wir werden danebensitzen und gute Miene machen müssen.

Bäh.

Aber so läuft es halt im Show-Geschäft. Das Private wird skrupellos an die Öffentlichkeit gezerrt. Es gibt keinen Unterschied mehr zwischen Wohnzimmer, Konzertbühne und Bahnhofstrasse, zwischen Tierpark, Schwimmbad und Badezimmer. Wenn du ein Volksmusik-Star bist, bist du Allgemeingut, dann gehörst du jeder und jedem.

Ich glaube, seit heute ist mir das egal. Nichts ist schlimmer, als keine Mutter mehr zu haben. Das werde ich mir in Zukunft vor Augen halten. Und Mama hatte sicher eine ganz, ganz schlimme Zeit in diesem Kellerraum.

Bestimmt war er fensterlos und entsprechend stickig.
Ich frage mich, ob sie auch gefesselt und geknebelt war.

Die Fotografen schiessen ihre Bilder: Ehemann und Kind (das bin ich) und Manager auf dem Weg ins Krankenhaus. Und dann lässt man uns – kaum zu glauben – tatsächlich in Ruhe.

Charly fährt uns in seinem dicken Mercedes nach Schwyz zum Krankenhaus, parkt dann stinkfrech auf einem Ärztoparkplatz. Das ist uns egal. Ungeduldig warten wir am Empfang, bis wir endlich erfahren, in welchem Zimmer Mama liegt. Auf dem Weg zu ihr werden unsere Schritte immer schneller. Im letzten Gang rennen wir schon fast.

Privatabteilung. Nur Papa und ich dürfen zu ihr.
Mama!

Ja, sie lebt. Das schon. Trotzdem erschrecke ich: Meine Mutter liegt schmal und blass in dem grossen Spitalbett, hängt an einem Infusionstropf und sieht klein, zerbrechlich und krank aus, wie ein aus dem Nest gepurztes Vögelchen. Ihre Augen sind rot und die Handgelenke mit weissem Verbandsmaterial eingebunden. Jetzt weiss ich es mit Bestimmtheit: Sie war gefesselt! Brutal.

Krass.

»Kommt her!«, sagt Mama jetzt mit dünner Stimme.





Und dann schliesst sie Papa und mich beide gleichzeitig in die Arme. irgendwie. Ganz schön schwierig mit dem Infusionsschlauch.

Wir weinen alle drei.

Es ist so schön.

Richtig kitschig.

Wie ein Volksmusikschlager.

Totales Trallala und Holdrio.

Süss, klebrig, rosarot.

Ich glaube fast, das ist mein schönster Tag. Schade, dass ich den Aufsatz schon geschrieben habe.

Das wäre - nein, das ist der Stoff, aus dem schönste Tage gemacht sind.

Mama sagt müde: »Es geht mir gut. Ich bin nur ein bisschen geschafft. Und ein wenig ausgetrocknet.« Sie lacht ihr glockenhelles Lachen, das echte, ungekünstelte, aber es ist leiser als sonst. »Deshalb hat man mich an den Tropf gehängt. Und ich habe ganz viel gegessen. Morgen komme ich heim.«

Tatsächlich?

Es ist, als würde eine ganz schwere Last von mir abfallen, so erleichtert bin ich. Diese Tage voller Sorge kamen mir vor wie Wochen.

Tage wie Wochen. Das klingt wie ein Volksmusik-Klassiker. Der Text ginge dann vielleicht irgendwie so:



Vermisse dich, mein Herz,
und zwar bis auf die Knochen,
die Tage voller Schmerz,
sie fühl'n sich an wie Wochen!

Trallala.

Man hat dich entführt,
Tränen füll'n meine Augen,
jetzt bist du wieder da,
ich kann es kaum glauben!

Trallala.



Hihi, das gäbe sicher einen brutalen Hitparadenstürmer, wenn Mama mein Lied aufnehmen würde. Andererseits gehe ich mal davon aus, dass Charly, der über-eifrige »Obermänätschär«, bestimmt schon bei einem Hitschreiber einen »Jasmin Janser is back«-Song in Auftrag gegeben hat. Dabei könnte Mama doch extrem viel Geld sparen, wenn sie sich ihre Hits von mir auf den Leib schreiben liesse. Und die Werbung, die das geben würde, wäre enorm. Allein schon die Schlagzeilen in den Medien wären unbezahlbar. »Jansers Sohn schreibt Welthit«, oder: »Wie die Mutter so der Sohn«, oder: »Johnny katapultiert Jasmin in die Top Ten«.

Ja, sorry, ist doof, ich weiss, aber man darf ja wohl noch träumen, an einem Tag wie diesem!

Wieder zu Hause, tippe ich einen langen Text auf Mamas Facebook-Seite. Ich erzähle, dass es Mama gut geht und sie im Krankenhaus liegt. Vielleicht kann ich so die Völkerwanderung zu unserem Haus stoppen.
Nein.
Kann ich leider nicht.

Nach dem Abendessen versammeln sich immer mehr Leute vor unserem Haus. Es ist beängstigend. Ich zeige meinem Vater den Facebook-Aufruf der Fans, und er verständigt sofort die Polizei. Die Strassen rund um unser Quartier sind schon verstopft. Einige Nachbarn rufen besorgt an, und mein Vater versucht zu erklären. Schon sitzen erste Leute in unserem Garten. Sie haben Campingstühle und Wolldecken mitgebracht und wollen wohl länger bleiben. Ein paar Fans sind auf die Äste unserer Fotografen-Buche geklettert.
Charly, der zum Abendessen bei uns geblieben ist, meint: »Wir sollten das Beste daraus machen; Getränke und einen Imbiss ausgeben, Johnnys Stereoanlage auf die Terrasse stellen und Jasmins grösste Hits laufen lassen. Das hätte dann auch einen schönen Werbeeffekt. Weiter sollten wir zwei, drei »Toi Toi«-WC-Häuschen aufstellen und die Verkehrskadetten aufbieten, damit die dafür sorgen, dass alles in geordneten Bahnen abläuft. Wie bei einem Popkonzert oder einem grossen



Sportanlass halt. Das kostet zwar etwas, aber Geld ist ja da. Optimal wäre auf jeden Fall, wenn Jasmin noch zwei, drei Hits vom Krankenbett aus via Telefon singen würde, die wir dann über Johnnys Anlage verstärken könnten. Wenn wir dann grad auch noch eine CD aufnehmen, könnten wir mit dem Verkauf der Tracks den Anlass nicht nur finanzieren, sondern sogar einen hübschen Gewinn machen.«

Ich habs ja schon immer gewusst, Charly, die Stinkmorchel, hat nicht nur einen Knall, der pomadisierte Obermischler hat galoppierenden Hirnschwund! Aber die Idee mit dem Fest, das muss ich zugeben, ist ziemlich geschmeidig.

Und er hat recht: Ein bisschen Geld könnten wir für ein Gartenfest der etwas anderen Art schon ausgeben, nachdem wir doch dreieinhalb Millionen »gespart« haben. Allerdings hat uns das viele Geld natürlich nie gehört. Papa hatte dafür bei seinem Schachfreund, dem Bankdirektor, einen »Lösegeld-Kredit« aufgenommen.

Die Polizei ist mit unserem Fest einverstanden. Aber man will Ausschreitungen und Vandalismus vermeiden. Und so ist unsere ganze Familie (inklusive Oma und Opa) im Einsatz. Auch unsere Freunde und Nachbarn helfen mit. Charly hat Getränke und Sandwiches orga-

nisiert. Aus meinen Boxen dröhnt Jasmin-Janser-Musik in einer Endlosschleife ins Freie. Endlich kann meine Anlage mal zeigen, was sie wirklich draufhat. Oma plündert unsere ganzen Vorräte und verteilt Kekse, kocht literweise Kaffee. Opa hat auf die Schnelle ein paar Bänke auf den Rasen gezimmert. Ach, meine Mutter hätte diesen Abend geliebt!

Noch nie im Leben habe ich so viele Hände geschüttelt. Wir erzählen immer und immer wieder, dass es Jasmin Janser gut gehe und dass sie schon bald wieder auftreten werde, und bald weiss es jeder: Alles ist im grünen Bereich. Das beruhigt. Notlügenmässig behaupten wir, sie liege jetzt in einem Privatkrankenhaus in Zürich. Nicht dass die Menschenschar als Nächstes das Spital Schwyz stürmt. Wir reden mit den Fans, bewirten sie, lassen sie ihre Fotos machen, und kurz vor 22 Uhr bittet sie mein Vater höflich, zu gehen. Keine Chance. Da kommt mir Charlys Idee mit meiner Mutter am Telefon in den Sinn. Ich rufe sie an und lasse das Gespräch über die Boxen nach draussen dröhnen. Mama erfasst die Situation sehr schnell, und sie stimmt mit den Fans im Garten ihr »Abendrot-Abendbrot«-Lied an. Feuerzeuge und Handy-Taschenlampen werden geschwenkt. Es ist ein bisschen wie bei einem Popkonzert. Passt. Und es ist echt ergreifend, wie alle zusammen ein Lied



singen, dazu Mamas Stimme aus dem Krankenhaus. Sogar Papa hat Tränen in den Augen. Charly dreht ein Video, das er ins Netz stellen will. Mama bittet anschließend die Fans, jetzt heimzugehen, und diese gehorchen dem Superstar aufs Wort. Die Polizei hilft beim geordneten Rückzug. Um Mitternacht ist alles überstanden. Wir alle sind nudelfertig, total erschöpft. Charly strahlt und findet, dieser Event hätte geplant und organisiert nicht besser sein können. So was sei unbezahlbar. »Die Medien werden Gratiswerbung für uns machen!«, ist er überzeugt.

Leider haben die Fans Berge von Müll hinterlassen, und das bestimmt nicht nur bei uns. Es werden enorme Kosten auf meinen Vater zukommen. Aber er trägt trotzdem ein Lächeln im Gesicht. Nur meine Grosseltern wirken mehr als mitgenommen. Jetzt haben sie einmal einen echten Eindruck von unserem Leben bekommen.



13

Es dauert dann doch noch einen Tag länger, bis meine Mutter heimkommt. Ein Privatsender hat viel Geld dafür bezahlt, das erste Interview nach der Entführung zu bekommen, und zwar im Spital. Und was tut meine Mutter? Sie bleibt freiwillig 24 Stunden länger! Papa und ich haben uns nur angeschaut, als wir das erfuhren, aber dann doch nichts gesagt. Ganz im Gegenteil: Bereitwillig stellen wir uns während des Interviews an ihr Bett und lächeln in die Kamera. Wir bestätigen sogar gern, wie furchtbar alles war und wie sehr wir uns gesorgt haben, erzählen von dem grausigen, fleischigen Päckchen, das uns in Panik versetzte. Charly hat zusätzliche Blumensträuße kommen lassen, um den Eindruck zu erwecken, meine Mutter hätte noch mehr Fans, als sie doch ohnehin schon hat, mit dem Resultat, dass man sie in dem Blumenmeer kaum mehr findet. Eine Visagistin hat Mama geschminkt und frisiert, aber nur ganz zart und eigentlich eher so, dass sie noch ein bisschen mitgenommener aussieht, als sie eh schon ist. Showtime.



Am nächsten Tag, bei der Entlassung, gibt es eine grosse Pressekonferenz im Restaurant des Krankenhauses. Das bringen wir schon alles sehr gekonnt und routiniert hinter uns. Sogar meine Grosseltern sind dabei und lächeln in die Kameras, genauso wie Charly und Syra, und selbst Rosa ist dabei. Es gibt wieder eine richtige Sause, mit Weisswein und Snacks. Und Cola für die Kinder, also für mich.

Schon wieder: Showtime.

Aber ich bin stolz, denn meine Mama erzählt allen, dass ich der grosse Retter war mit meinem kriminalistischen Spürsinn.

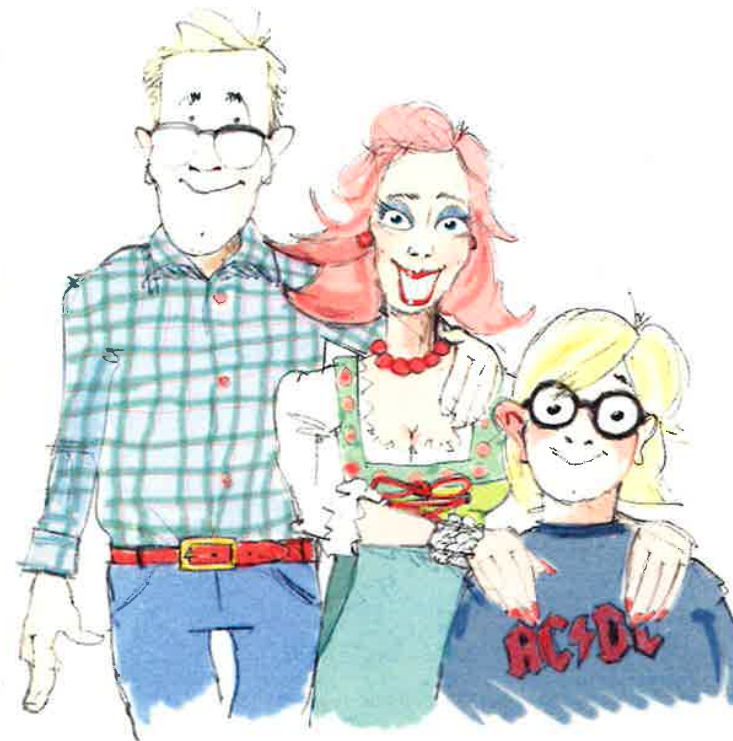
Johnny Bond.

SIE! HE! SEITE 7 HUND 20

Nicht Johnny Depp.

Hoffentlich kommt das so im Fernsehen und Radio und in der Zeitung, und meine Schulkollegen lesen das.

Und dann sind wir endlich daheim. Alle zusammen. Gemeinsam. Vollständig. Leider sind immer noch zu viele andere Leute da. Die Grosseltern, die Nachbarn, die Freunde, der Manager. Das Haus ist voll, übevoll. Und trotzdem: Das Gefühl ist herrlich. Man könnte darin baden. Wohliger warmes Wohlfühlgefühl. Mama nimmt immer wieder meine Hand oder sucht meine Nähe. Auch Papa ist immer da. Wir spüren uns. Wir sind eine Familie.



Am Abend meldet sich mein Handy mit einer SMS. Tim wartet draussen vor unserem Haus. Tim Tabak persönlich. Ich habe ein wenig Herzklopfen. Es ist komisch, ihn zu treffen. Immerhin ist sein Vater ein Verbrecher. Wie soll das denn jetzt werden? Wie begegnen wir uns?

Es ist noch nicht dunkel. Tim sitzt auf der verwitterten Bank unter der grossen Buche. Er raucht. Ich setze mich zu ihm.

»Tim, wie geht es dir?«

»Johnny, es tut mir hueremässig leid, echt. Mein Vater ist so ein Vollarsch, ich bin masslos enttäuscht von ihm. Ehrlich. Wie geht es deiner Mutter?«

»Gut.«

»Können wir trotzdem Freunde bleiben?«

Freunde? Wie meint er das?

Wir waren doch niemals Freunde.

Das wüsste ich.

»Sicher«, antworte ich total cool.

Und da passiert es: Tim bietet mit eine Zigarette an.

»So als eine Art Friedenspfeife«, sagt er.

Wie könnte ich da ablehnen? Und wie könnte ich zugeben, dass ich noch nie zuvor geraucht habe?

Mein Herz klopft noch mehr.

Ich sitze unter der grossen Buche und rauche mit Tim Tabak Tabak!!

Am liebsten würde ich ein Selfie davon machen und es



dann ins Netz stellen: Tim und Johnny bräunen gemeinsam ihre Lungen mit amerikanischen Sargnägeln. Stattdessen habe ich Mühe mit meinem Glimmstängel, muss ständig husten, finde es auch überhaupt nicht besonders berauschend, diesen widerlichen Rauch im Mund. Einmal versuche ich ihn, so wie Tim das macht, tief in meine Lungen zu ziehen, und setze einen coolen Blick auf. Aber dann kann ich fast nicht aufhören zu husten. Ein richtig schlimmer Anfall. Tim lacht über mein Problem. Aber das sei ihm gegönnt. Ich huste gern.

»Alles easy?«, fragt Tim.

»Kla-ho-ho-har«, huste ich.

»Ey Mann, bleib flauschig! Entspann dich.«

»Ey-hi, ich bin to-ho-tal enth-spa-hannt. Alles ea-heasy-ea-heasy.«

Ich sitze unter der grossen Buche und rauche mit Tim. Diesen Moment lasse ich mir nicht verderben. Wir rauchen sozusagen das Kalumet. So nannten die Indianer ihre Freundschaftspfeife.

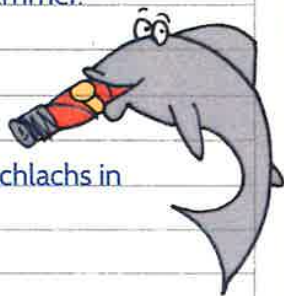
Freundschaft mit Tim. Das ist der Hammer.

Der Oberhammer.

Leider wird es mir dabei total übel.

Kotzübel.

Ich fühle mich wie ein schlapper Rauchlachs in der Räucherammer.





»Eigentlich müsste mein Lied jetzt berühmt werden«, sagt Tim, während weisse Schwaden aus seinem Mund und seiner Nase quellen.

»Ja.«

Besser, ich sage nicht zu viel.

»Ich werds noch einmal neu aufnehmen. Ich hatte da noch ein paar Ideen, harmonisch und so.«

»Interessant. Das höre ich mir dann gern an.«

Ich verspreche ihm auch, dass ich ans öffentliche Finale kommen werde, sollte er es schaffen. Und dann reichen wir uns die Hände, und Tim geht wieder.

Ich schaue ihm hinterher, warte, bis er ausser Sichtweite ist, und dann kotze ich ganz erbärmlich hinter unsere Buche. Rauchen ist nicht wirklich mein Ding. Ich würde sogar sagen, dass Rauchen im Moment so ziemlich das Letzte ist! Mann, warum tun sich die Leute das an? Es ist teuer, es stinkt, und es macht krank. Aber gut, ich muss zugeben, dass das gemeinsame Rauchen ein sauschönes Ritual war, eine Verbrüderungsgeste.

Unvergesslich.

Vielleicht ist es das, was die Raucher suchen? Rituale? Bloss, wenn ich den Rauch an meinen Fingern rieche, wird mir grad wieder speiübel.

Ich schleiche mich ins Haus und auf mein Zimmer, wo ich mir zuerst einmal die Zähne putze und die Hände



wie ein Oberarzt wasche. Dann schlüpfte ich in meinen Pyjama. Kurz darauf klopft meine Mutter an die Zimmertür.

Auf ein Zeichen von mir wartet sie allerdings nicht.

»Du hast geraucht«, stellt sie fest, kaum hat sie das Zimmer betreten.

»Ja«, antworte ich kleinlaut.

»War es gut?«

»Nein.«

Mama lacht erleichtert. Ich krieche ins Bett, und sie setzt sich zu mir. Wir reden. Über alles. Über die Entführung, meine Ängste, meine Sorgen. Auch sie erzählt, aber diesmal ganz ehrlich, ohne wie sonst für die Presse irgendeine Show daraus zu machen.

»Ich hatte zum ersten Mal im Leben richtig Angst. Ich dachte, ich müsse sterben. Und ich habe immer mit dir und deinem Papa geredet. Manchmal stumm, manchmal laut, manchmal habe ich verzweifelt nach euch gerufen.« Ihre Augen werden feucht. »Ach, Johnny, ihr seid das Wichtigste in meinem Leben, das wurde mir in dieser Situation ganz besonders intensiv bewusst.«

Sie hält meine Hand.

»Ich wollte für dich beten und wusste nicht, wie«, erzähle ich beschämt.

Mama muss ein bisschen lachen.

»Weisst du, der liebe Gott ist nicht so schwierig«, sagt

BITTE NICHT
STÖREN

sie dann. »Den haben sicher schon deine Versuche gefreut. Ausserdem hat er deine Seelennöte auch so gesehen.«

Es sei gar nicht so schwer, zu beten. Manchmal sage sie nur ein Wort: danke.

»Komm, wir sagen es zusammen.«

Wir rufen es laut, gemeinsam: »Danke!«

Und dann lachen wir alle beide.

Es ist schön, eine Mama zu haben.

Ich erzähle ihr von Tim und bin froh, dass sie nichts gegen unsere Freundschaft hat, obwohl sein Vater einer der Entführer war.

»Jetzt schlaf schön. Morgen gehst du wieder zur Schule. Und ich bin da, wenn du heimkommst.«

Ja, das ist ein wohltuender Gedanke beim Einschlafen. Leider muss ich dann aber noch einmal aufstehen und meine Finger ausgiebig waschen, weil sie noch immer so stark nach Rauch miefen. Weil Seife nix gebracht hat, stelle ich auf Zahnpasta um. Tja, Not macht ja bekanntlich erfinderisch!



14



Es gibt wieder eine Art Alltag, und ich freue mich darüber. Meine Grosseltern sind zurück an den Bodensee gefahren, und das Haus gehört wieder uns. Nichts gegen meine Grosseltern. Solange sie weit weg sind, sind sie ja total okay. Eigentlich auch sonst, aber hier bei uns zu Hause nagen sie an meinen Nerven wie die Biber an den Laubbäumen im kanadischen Wood-Buffer-Nationalpark. Noch nie davon gehört? In diesem Park liegt auch der mit 850 Metern längste Biberdamm der Welt. Das Bauwerk ist sogar aus dem Weltall zu sehen!

Sorry, jetzt bin ich wieder ein bisschen abgeschweift. Kennst du ja schon. Zurück zu meiner Geschichte: Die Schlagzeilen waren dick und fett, aber bald wieder vergessen. Meine Mutter sagt immer: Die Zeitung von heute ist das Altpapier von morgen. Heute warten jedenfalls keine Journalisten mehr vor unserer Haustür. In der Schule gehöre ich jetzt dazu.

Das ist ein völlig neues Gefühl.

Aber ich weiss auch, warum, und daher werde ich nicht übermütig.



Man ist plötzlich »in« und genauso schnell wieder »out«, obwohl man noch immer genau derselbe Mensch ist und wenig dafür kann. Man sollte das Ganze wohl nicht zu wichtig nehmen. So ist es halt im Schuluniversum. Fast wie im Showgeschäft. Da herrschen eigene, undurchschaubare Gesetze.

Jedenfalls redet Tim jetzt mit mir. Wir lernen uns kennen. Er hat mir sogar ehrlich erzählt, warum er seinen Song neu aufnehmen will.

»Ich habe anonym Noten und Aufnahmen von meinem Song bekommen. Ein völlig anderes Arrangement. Mein Lied klingt plötzlich um Lichtjahre besser. Professionell. Ich wusste gar nicht, dass ich so gut bin.«

Ich höre zu.

Ich sage gar nichts.

Dafür ist mir dann unsere neue Freundschaft doch noch viel zu wenig gefestigt.

Über die Entführung reden wir nicht. Das ist irgendwie vermintes Gelände, ein zu heikles Thema.

Zu Hause ist das schreckliche Erlebnis noch immer ein Dauerthema. Keiner von uns kann einfach so vergessen, was passiert ist, am wenigsten meine Mutter. Sie schläft schlecht, weint viel. Dabei ist sie ja jetzt in Sicherheit.

Neulich habe ich ein kurzes Gespräch meiner Eltern belauscht.



»Ich weiss nicht mehr, wie ich in Zukunft mein Programm durchhalten soll. Jakob. Nächste Woche beginnt die Tournee mit Stefan Mross. Ich kann nicht mehr allein reisen«, klagte meine Mutter.

»Vielleicht musst du einfach öfter in Hotels übernachten und nachts nicht mehr Auto fahren, wenn es nicht unbedingt sein muss.«

»Dann bin ich noch weniger zu Hause.«

»Du musst ja nicht jeden Job annehmen.«

»Jack, es gibt in diesem Geschäft keine halben Sachen!« Dann haben sich meine Eltern gegenseitig angeschwiegen. Ich konnte sogar hören, wie der Kaffeelöffel beim Rühren in der Tasse gekratzt hat.

»Du denkst doch wohl nicht, ich müsse meinen Beruf als Lehrer aufgeben und dein Tournee-Begleiter und Bodyguard werden?«, sagte dann mein Vater. Und es klang ziemlich giftig.

Und prompt konnte man daraufhin das leise Schluchzen meiner Mutter hören.

»Jasmin, Liebes, weine nicht. Wir finden eine Lösung. Du brauchst einen Fahrer, einen Begleiter. Du verdienst genug. Stell jemanden ein.«

Diese Idee wurde inzwischen umgesetzt. Seither lacht meine Mutter wieder. Ihre Freundin Syra hatte nämlich bisher einen lausigen Job mit einer bössartigen Chefin in der Wäscherei eines Altersheims. Sie ist jetzt Mamas

Begleiterin und Fahrerin. Und das ist sicher für alle eine feine Lösung. Als Personenschützerin scheint mir die zierliche Frau zwar nicht sehr geeignet zu sein. Aber in erster Linie will meine Mutter ja einfach nicht mehr allein reisen und fahren.

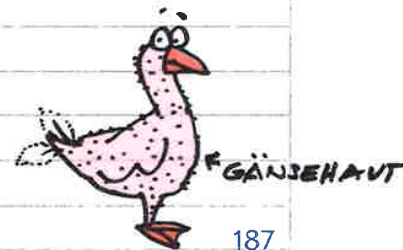
Ich habe nach diesen schweren Tagen für mich beschlossen, meine Mutter so zu nehmen, wie sie ist. Als »Gesamtpaket«. Ich liebe sie. Und im Moment gibt es keine Mama, ohne dass ich nicht auch die Volksmusiksängerin dazunehme. Die Musik bedeutet ihr viel, das kann ich gut verstehen, und so werde ich sie halt unterstützen, so gut es geht. Ich kann da schon mal auf die Zähne beißen. Und wenn es mir schwerfällt, denke ich an diese kurze Zeit ohne Mama, an das Loch, die Leere, die Angst. Dann weiss ich wieder, was zählt und was wichtig ist.

Es dauert fast eine Woche, bis Tim Tabak sein neues Youtube-Video hochlädt. Ich bin direkt ein wenig gerührt, als ich mir den Song anhöre, und ich muss neidlos anerkennen: Jetzt erst ist er perfekt. Mein Arrangement in allen Ehren, aber mit Tims kreischenden Verzerrergitarre und seinem wilden Gesang: Hammer!
»School party ... let's have a school party right now ...«
Was würde wohl Dieter Bohlen sagen?

Vielleicht so etwas wie: »Meinetwegen kannst du dieses Ding gewinnen!«, oder: »Du rockst die Bühne mit diesem geilen Song!«, oder: »Gänsehaut pur! – Wenn du eine Frau wärst, würde ich dich heiraten wollen!«
Ich gebe Tim jedenfalls meine Stimme.
Klar.

Und ich teile das Video mit meinen Facebook-Freunden und bitte sie, den Clip ganz schnell weiterzuteilen und Tim beim Stimmensammeln zu helfen. Jetzt kann ich das wirklich mit gutem Gewissen tun. Auch Mama setzt den Link auf ihre Facebook-Seite und schreibt, dass dieser Song ihr Leben gerettet hat. Irgendwann ist das wie eine riesige Lawine. Sie rollt und rollt, ist nicht zu stoppen, wird grösser und grösser. Plötzlich will die ganze Schule, dass »unser Tim« gewinnt. Und tatsächlich: Als die Zeit für das Voting um ist, ist Tim einer der strahlenden Sieger. Er wird mit neun anderen ins Finale einziehen.

Nur ist das Finale eine ganz andere Baustelle. Dort muss man live auftreten, im Tagungs- und Kulturzentrum Mythenforum in Schwyz, auf einer grossen Bühne. Bewertet wird dann von Fachleuten, nicht von Mitschülern. Wie soll Tim das schaffen? Er hat keine Bühnenerfahrung, keine Band.
Immerhin wird eine Anlage vom Veranstalter gestellt.



Und dann sucht Tim ausgerechnet Rat bei mir!!
»Es sagt ja keiner, dass man nicht Teile der Musik programmiert haben darf. Aber allein mit einem Halbbroadcast auf der Bühne zu stehen, das nimmt mir dann doch keiner ab. Die meisten anderen Teilnehmer haben eine echte Band aus Fleisch und Blut.«

Tim ist ratlos. Dabei müsste er nur seinen cannabisierten Denkkaparat einschalten und einmal über seinen eigenen Gitarrenhals hinausschauen.

»Ich könnte dich an meinem Keyboard begleiten. Das Schlagzeug würde ich programmieren, vielleicht auch noch ein paar Bläserwürfe. Das könnte gehen«, schlage ich vorsichtig vor.

Er schaut mich entgeistert an.

»Sorry, ich wollte mich nicht aufdrängen«, krebse ich sofort zurück, bin aber schon ein wenig verletzt. Vielleicht sieht sich Tim Tabak doch zu sehr als Solist und möchte sich nicht mit mir auf die Bühne stellen. Seine Entscheidung...

»Nein, versteh mich nicht falsch. Ich dachte nur, nach der Sache mit meinem Vater und deiner Mutter... Ich hätte mich nicht getraut, dich zu fragen. Aber wenn du mit mir auftreten würdest, also das wäre, also ... Hammer!«

Wir klatschen ein begeistertes High-five, dass uns die Hände brennen.

HIGH 5



»Boah, du hast aber ganz schön was drauf«, lacht Tim.

»Logo, wer bremst, verliert, Mann!«

Wir zwei gegen den Rest der Musikwelt.

Wer hätte das gedacht?

5 HAI!



Nur so nebenbei: Auch ich habe keine Bühnenerfahrung. Gar keine. Ausser ein paar Vortragsübungen in der Musikschule. Und ich habe ein wenig mehr zu verlieren als Tim, nämlich meinen grossen Traum, später in der Musikbranche zu arbeiten. Eine Pleite kann und will ich mir nicht leisten.

»Wir könnten eine Band gründen und einen schrägen Namen erfinden«, schlägt Tim vor.

»Nein!«, wehre ich entschieden ab. Das geht mir dann doch irgendwie zu weit. »Du bist Tim Tabak. Das ist doch cool. Und ich begleite dich am Keyboard. Fertig. Du bist der Star, du bist der Komponist, du bist der Sieger.«

Da staunt Tim.

Aber ganz ehrlich: Ich werde ja (hoffentlich) bald mit meinen eigenen Songs berühmt werden. Also kann ich da schon ein wenig grosszügig sein.

Wir nehmen den Wettbewerb ernst. Das habe ich von meiner Mutter gelernt: Leichte Unterhaltung darf man nicht leicht nehmen. Wir üben, wir proben, wir feilen. Und es gibt viel zu tun. Sehr viel.

Erst jetzt sehe ich so richtig, was das für eine harte Arbeit ist! Meine Mutter lernt ständig neue Songs. Und wir zwei, wir müssen ja nur diesen einen können und nur an diesem einen rumbasteln. Aber wir wollen halt gewinnen. Mein Zimmer wird zum Probelokal, und im Haus wird es oft laut. Meine Eltern halten das aus. Mama ist unsere erste Zuhörerin.

»Ihr macht das gut. Aber Johnny, deine zweite Stimme ist zu leise. Tim, deine Gitarre ist viel zu laut. Zu viel Verzerrer. Weniger wäre mehr.«

Ha.

Schon klar.

Über die Lautstärke und den Verzerrer seiner Gitarre kann man mit Tim nicht diskutieren. Das habe ich gar nie versucht. Aber er hört überraschenderweise auf meine Mutter. Zumindest für die nächsten fünf Minuten. Abgesehen davon, bin ich ganz zufrieden mit unserer »Performance«, wie die Profis sagen würden. Tim Tabak ist ein guter Showman. Er denkt, er sei der Grösste, und das ist auf der Bühne besser, als wenn man Komplexe und Hemmungen hat. Immerhin hat er auf mich gehört und sein Lied verbessert. Er ist also nicht völlig beratungsresistent.





15



(SEHR NETT)

Dann ist er da, der grosse Abend. Schon am Nachmittag sind Tim und ich im Mythenforum. Rosa hat uns und unsere Instrumente mit ihrem alten Kombi hingefahren. Der Soundcheck ist extrem spannend. Wir stehen beide erstmals auf einer richtigen Bühne. Bunte, grelle Scheinwerfer werden auf uns gerichtet und machen uns fast blind. Hoffentlich finde ich meine Tasten noch vor lauter Licht. Tim sagt kein Wort mehr. Das macht mir Angst. Bei der Hauptprobe zieht er jedoch seine Show knochenhart durch, singt sein Lied erstklassig, spielt meine ganze Begleitung mit seiner verzerrten Gitarre nieder. Aber später auf dem Klo höre ich ihn kotzen. Er wird doch nicht krank werden?

»Scheisse, hab ich eine Angst!«, sagt er irgendwann zu mir. Ja, der grosse, grosse Tim Tabak zeigt Schwäche. Er ist nicht nur ein mittelmässiger Musiker, er hat auch noch Lampenfieber. Aber er sieht gut aus heute. Wie ein Rockstar. Er trägt seine üblichen Jeans mit den besonders grossen Löchern, dazu aber ein weisses Hemd und eine Lederjacke. Seine wilde Lockenmähne lenkt gut von seinen verschreckten Augen ab.

»Don't worry, be happy, Tim. Wir sind im Finale. Und du bist ein Star. Vergiss das nie. Und ich bin auch noch da. Wir sind ein Team«, rede ich beruhigend auf ihn ein.

»Don't worry, be happy«, dabei zittern auch mir die Knie, was ich jetzt aber nicht zugeben kann. Tim braucht mich. Das wiederum hilft mir und macht mich stärker, auch wenn ich innerlich bibbere wie ein blutter Xoloitzcuintle (sprich: Scholowitz-kuint-li oder kurz Scholo) im semisibirischen Schneesturm auf dem Stoos. Wobei »blutter Xoloitzcuintle« ja ein Pleonasmus ist, wie ein »weisser Schimmel«, denn der Xoloitzcuintle ist ein mexikanischer Nackthund, also von Natur aus nackt.



»Don't Worry, Be Happy« kennt jeder, so heisst doch der legendäre Song von Bobby McFerrin, der 1988 in fast allen Hitparaden der Welt auf Platz eins landete. Ja, kennt jeder, aber bestimmt wusstest du (wie ich) nicht, dass sich der Titel an den Satz eines indischen Gurus anlehnt. Meher Baba hiess der Kollege. Und weil der sich immer so darüber nervte, dass sich die Leute dauernd streiten und anschreien, beschloss er am 10. Juli 1925, nicht mehr zu sprechen. Vorher sagte er aber noch: »Don't worry, be happy.« Und dann schwieg er tatsächlich die restlichen 44 Jahre seines Lebens und unterhielt sich ausschliesslich nur noch mit Handzeichen oder



Buchstabentafeln. Sogar wenn er Selbstgespräche führte, der Meher Baba.

Okay, das Allerletzte war jetzt ein Witzli.

Und dann geht es los. Ich weiss, dass meine Eltern im Publikum sitzen, ganz hinten, wie abgemacht, aber halt doch dabei. Unsere Schulkollegen sitzen so weit vorn wie möglich, wie sie uns versprochen haben. Als psychologische Unterstützung.

»Wir sind euer Fanblock.«

Ein Fanblock aus Klassenkameraden!

Wer hätte das jemals gedacht.

Ich bin nicht nur nervös, sondern auch extrem glücklich.

Tim fühlt sich natürlich allein: Sein Vater ist im Knast und wird dort wohl auch eine Weile bleiben, und seine Mutter, die ich noch nie gesehen habe, zeigt sich auch nicht. Aber wir zwei, wir sind ein Team.

Die Auftritte vor uns sind gut. Langsam kommt Stimmung auf. Wir kommen erst als Siebte an die Reihe. Es ist vielleicht ganz gut so, denn das Publikum kommt immer mehr in Fahrt, tobt und macht mit. Sicher sind sie bald reif für die »School Party«

Tim ist immer noch entsetzlich schweigsam. Wie ein Fisch. Ein halb toter Fisch. Er sitzt bibbernd da wie das verängstigte Wildkaninchen vor der Schlange und

klammert sich an seine Gitarre, prüft immer wieder, ob sie noch sauber gestimmt ist, als würde man das noch hören, wenn er seinen Verzerrer amortisiert. Ich selber trotte auf und ab und hin und her wie ein verhaltensgestörter Eisbär im Zoo.

Irgendwann verschwindet Tim.

»Ich muss eine rauchen«, sagt er.

Ob er jemals wiederkommt?



Er kommt wieder, und sein Blick ist anders geworden, seine Augen sind glasig und die Pupillen geweitet.

Ich kann mir durchaus vorstellen, was er geraucht hat, Kamillentee wird es nicht gewesen sein. Ich spüre richtig, wie ich wütend werde.

Der hat sie doch nicht alle!

Der kiffende Suchtaffe vergeigt uns noch den Auftritt!

Der setzt voll unsere Teilnahme aufs Spiel, bloss weil er so ein Wuschel-Weichei ist! Aber überall macht er einen auf grosse Hose, spielt den unverwundbaren Superhelden und wird auch so wahrgenommen. Dabei ist er ein kleines E-Gitarren-Würstchen, das es ohne kiffen nicht schafft, vor fremden Leuten ein Liedchen zu singen und dazu auf der Hängegeige rumzuschrubben.

»Sorry«, sagt das Hasenhirn nur, lächelt unter seiner explodierten Spaghettischüssel hervor und wickelt mich damit um den Finger. Dabei würde ich dem Null-

checker am liebsten eins auf die Schüssel beziehungsweise den Rüssel möbeln!

So, das musste jetzt einfach mal gesagt sein!

Und dann sind wir dran.

Wir betreten die Bühne, und zum ersten Mal erleben wir Applaus, das Tosen, die Schreie. Alles für uns. Das geht unter die Haut. Das kribbelt. Wir stellen uns in die warmen Lichtkegel und können nicht wirklich sehen, wer uns alles zuwinkt und zuruft. Wir schauen uns an, Tim und ich, und ich spüre sofort: Das wird klappen.

Wir sind ein Team. Wir rocken die Schulparty.

Wir sind laut, wir sind schrill, wir machen Stimmung.

»It's only rock 'n' roll but I like it!«

Und los gehts: »School party ... let's have a school party right now...«

Wir spielen um unser Leben, singen uns die Stimmbänder wund, als würde es um alles gehen. Und es geht ja auch um viel.

Alles klappt, trotz unserer angespannten Nerven. Beim ersten Refrain singen tatsächlich schon ein paar Leute mit. Das ist ein super Gefühl. Irgendwie, tief im Inneren, ist es ja doch auch *mein* Song. Das spüre ich. Und es ist *unser* Song, der Song, der meine Mutter gerettet hat.

Ein Lied nur, aber voller Bedeutung.
Und dann sind wir schon fertig, alle jubeln, und die
Lichter gehen aus. Schade. Ich bin erschöpft, fühle mich
leer und doch irgendwie berauscht und aufgekratzt.
Tim und ich klatschen uns ab und umarmen uns hinter
der Bühne. Nur kurz, wir sind ja schliesslich Männer,
aber doch herzlich halt, weil wir auch Musikerfreunde
sind. Spätestens seit heute.

Nachdem alle zehn Songs gespielt wurden, zieht sich
die Jury zur Beratung zurück. Wir Finale-Teilnehmer
warten zusammen in einem Raum. Chillen, runter-
kommen ist jetzt angesagt. Das ist nach diesem Erleb-
nis gar nicht so einfach. Mein Herzschlag ist noch
immer beschleunigt.
Es gibt belegte Brötchen und Getränke. Ich kaue auf
einem labbrigen Toastbrot mit Salami und Gurken
herum und beobachte unsere Konkurrenz.

Jeder möchte der Sieger sein. Das aufgebrezelte Blon-
die mit dem kurzen Rock, der streng genommen mehr
Gürtel als Kleidungsstück ist, das dicke Bleichgesicht
mit dem Schlapphut, der Punk mit den Eisenteilen im
Gesicht, die drei braven Mädchen im Schlabberlook,
die vier Rocker in Springerstiefeln, das verschupfte
Veganer-Mädel mit der akustischen Gitarre...



Richtig schlecht war niemand.

Trotzdem: Ich rechne uns gute Chancen aus. Sehr gute.

Auch Mama hat mir gerade eine SMS geschrieben.

»Sehr super! Siegerpotenzial!!! Ich bin mächtig stolz!

Umärmelung!«

Es fühlt sich an, als würden meine Füße den Boden

nicht mehr so ganz berühren. Ich schwebe. Ich fliege.

Ein geiles Gefühl.

Wird das heute mein schönster Tag?

Und dann lande ich.

Unsanft.

Hart.

Brutal.

Daniel Schriber, der Jury-Chef, ein Musikjournalist,

betritt unseren Aufenthaltsraum und bittet um Auf-

merksamkeit. Er schaut ernst in die Runde und erklärt:

»Jemand hat hinter der Bühne einen Joint geraucht.

Es muss einer von euch gewesen sein. Ihr habt alle bei

der Anmeldung unterschrieben: Kein Alkohol, keine

Drogen. Wir müssen wissen, wer das war. – Ich warte...«

Peng.

Fertig und aus mit meinem Höhenflug.

Tim hat alles versaut.

Tim ist so ein Fail!

Ich werde nie wieder mit ihm reden.



Kein Wort.

Er ist echt ein Arsch mit Ohren.

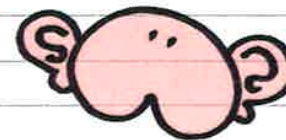
Ich könnte wirklich gleich losheulen, jetzt und hier. Ich

schumpfe von Minute zu Minute. Am liebsten würde

ich mich selber auflösen.

In Luft.

Sofort.



Und dann passiert es.

Unfassbar.

Aber wahr.

Das Girlie mit dem kurzen Gürtel-Rock hebt die Hand

und bekennt sich schuldig.

Uff!

Glück gehabt!

Ich atme aus.

Aber nein: Tim reckt auch seine Hand in die Luft.

Warum!!!!???

Ehrlichkeit und Wahrheit, das ist ja alles ganz nett,

aber warum hier und heute nicht mal eine Ausnahme

machen, wo sich doch schon ein Opfer freiwillig ge-

meldet hat?

Jetzt lasse ich wirklich den Kopf hängen.

Jetzt ist alles aus.

Jetzt ist die Kacke am Dampfen.

Aber halt! Fast wäre es mir entgangen, dass immer mehr Hände in die Luft gestreckt werden. Ein paar von uns kichern, aber die meisten sind total ernst. Tim kickt mich an, und auch meine Hand schiesst in die Luft. Nein, das ist keine Demonstration für Drogen, das ist ein Manifest für Solidarität, für Gemeinschaft.

Da bin ich dabei.

Wahnsinn.

Am Ende haben alle die Hand erhoben.

Krass.

Das hätte ich nicht erwartet. Es ist ein abartig weltklaßiges Gefühl, Teil dieser spontanen Aktion zu sein. Die Konkurrenten halten zusammen. Geil.

Schriber bekommt einen roten Kopf. Sehr rot. Er kocht.



DAMPFKOCHKOPF

Voll aggro, der Typ.

»Das ist eine Sauerei. Das wird ein Nachspiel haben – und zwar eines, das sich gewaschen hat«, schimpft er und verlässt den Raum, total angepisst.

Jetzt wird wild durcheinander geredet und gefuchelt. Es geht ein bisschen zu wie auf einem orientalischen Basar. Die Kurzrockige weint. Aber ich bin ganz ruhig. Niemals werden sie alle disqualifizieren. Das würde aus diesem Jugendwettbewerb einen Riesenskandal machen. Daran kann keiner interessiert sein.

»Ich verspreche dir, nie mehr zu kiffen«, sagt Tim leise zu mir, und ich spüre, dass er es ernst meint, jedenfalls in dieser Minute. »Es war huereblöd von mir und voll falsch. Fast hätte ich alles kaputtgemacht. Dabei waren wir so gut.«

Er reicht mir sogar die Hand bei seinem Versprechen und seiner Entschuldigung. Ich glaube ihm, dass er im Moment so denkt und fühlt, aber ich glaube nicht, dass er durchhält. So ist er einfach nicht, der Tim. Er tickt anders, anders als ich. Da mache ich mir keine Illusionen. Aber eine kleine Lehre wird ihm das Erlebnis vielleicht tatsächlich sein.

Endlich werden wir alle auf die Bühne geholt.

Die Jury ist vollständig anwesend und schaut ernst aus der Wäsche. Man werde nun den Sieger verkünden.

Kein Wort über das Kiffen hinter der Bühne.

Glück gehabt.

»Die Qualität aller Teilnehmer-Songs war aussergewöhnlich gut. Das hat uns stolz gemacht auf unseren Nachwuchs, auf die Jugend im Kanton Schwyz. Da geht was. Da ist Zukunft. Da ist Musik ...«, labert der Moderator ohne Ende, während wir alle auf der Bühne halb wahnsinnig werden und nur wissen wollen, wer gewonnen hat. »... der Sieger bekommt die Gelegenheit, eine professionelle Aufnahme seines Songs in einem Studio



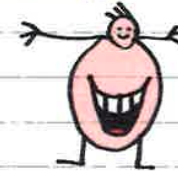
zu machen. Dazu darf er am grossen Rigi-Open-Air auftreten und bekommt dort eine richtige Gage!«

Toll.

Los jetzt!

Back dir ein Eis, du Bauchredner!

Spuck den Namen aus!



Ich könnte platzen vor Neugierde, vor Spannung, vor Aufregung. Ich mache fast in die Hosen. Alle machen fast in die Hosen.

»Der Gewinner ist... Jetzt wird es spannend... Eigentlich sind ja alle Gewinner... Es waren alle wirklich gut...

Nur einer hat halt noch ein bisschen mehr gewonnen als die anderen...«

Der Moderator nervt.

Er nervt ungemein.

Und dann endlich bringt er es über die Lippen:

»Gewonnen hat...«

Ja, jetzt mach schon, jetzt komm mal auf den Punkt. Spucks aus. Wer hat denn nun gewonnen?

»... gewonnen hat... ein Trio. Gewonnen haben die Mythen-Chicks. Bravo!!«

Nein!

Halt!

Irrtum!

Voll nicht!

Auf keinsten Fall!





Das darf ja wohl nicht wahr sein. Die drei Mädels im Schlabberlook und den Heilandsandalen? Die, die so gospelartig dahergesungen haben? Die drei Gesundheitsbeterinnen gewinnen diesen Event? Wenn die nur schon einen Ton piepsen, schläft mir das Gesicht im Stehen ein.

Wo ist mein Kinoticket? Ich bin schon wieder im falschen Film.

Aber ich lächle brav und stelle mich in die Reihe, um den Siegerinnen zu gratulieren, das ist Ehrensache. Fair Play. Stil. Auch wenns mich deermaassen ankackt!

Fast geht es an mir vorbei, dass wir immerhin Zweite geworden sind und geile Kopfhörer bekommen.

Zweiter Platz.

Das ist die kleine Schwester von Scheisse.

Ich krieg gleich Pickel!

Echt.

Fast gewonnen.

Beinah Sieger.

Lerne leiden, ohne zu klagen!

Dann müssen wir uns den Siegertitel noch einmal anhören und gute Miene zum bösen Spiel machen.

Ein dämlicher Kirchenchor gewinnt.

Bäh.

Ich bin enttäuscht.

Herkunft: mittelhochdeutsch *geil*, althochdeutsch *geil*, germanisch **gaila-* Die Grundbedeutung des Wortes findet sich bereits im Althochdeutschen *geil*. Damals war das Wort »geil« vor allem auf die Natur gemünzt, wovon noch die »Geilstelle« erzählt – Wiesenflecken zum Beispiel, die besonders dicht und grün bewachsen sind. Verwandte Worte gibt es in vielen germanischen sowie einigen baltischen Sprachen, wobei die Bedeutungen erheblich variieren. ***wiki weils weiter



Enttäuscht von der ganzen Welt.

Wieso haben die nicht erkannt, wie absolut genial unser Song ist und wie unendlich unser Potenzial?

Unsere Schulkameraden feiern uns trotzdem wie die Gewinner des Wettbewerbs. Plötzlich sind alle hinter der Bühne.

Und dann kommt Sara. Sara Super.

»Ihr seid trotzdem unsere Sieger, ihr wart einfach super!«, sagt sie und will mir einen Kuss auf die Wange geben. Ich aber, gerade von Grössenwahn und Mut befallen, drehe schnell den Kopf ein wenig in ihre Richtung, und so landet ihr Kuss direkt auf meinen Lippen.

Mein erster Kuss.

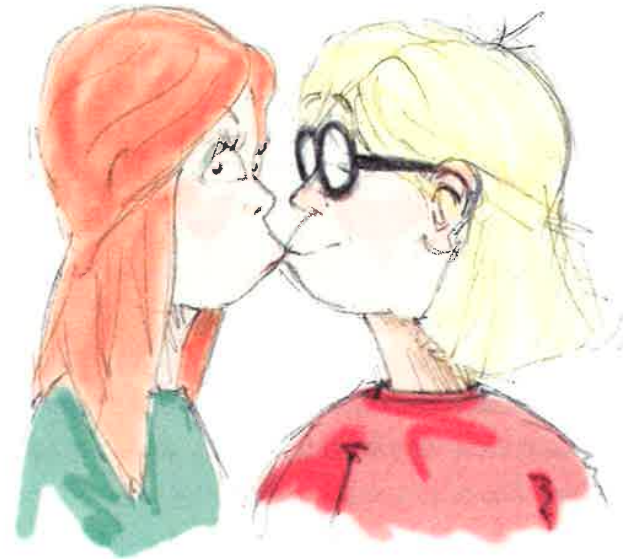
Ein gestohlener Kuss.

Aber unvergesslich.

Und Sara ist mir nicht böse. Sie lächelt mich an. Und zwinkert mir verschmitzt zu.

Das ist mehr wert als jeder erste Platz, jede Medaille, jeder Siegerpokal.

Auf dem Heimweg gibt mir dann Papa einen Dämpfer, weil er mein kleines Geheimnis platzen lässt. Tim sitzt mit uns im Auto, und Papa fragt ihn: »Hast wirklich du diesen Song geschrieben, Tim? Mir kommt es einfach so vor, als hätte ich gehört, wie Johnny daran gearbeitet



hat, lange, intensiv, mit Aufnahmen und so. Ich erinnere mich so gut, weil es an einem Nachmittag war, an dem ich Matheprüfungen korrigieren musste.«

»Papa!«, rufe ich anklagend vom hinteren Sitz und gestikuliere dabei wie ein gefoulter Fussballspieler.

Zu spät.

Tim schaut mich an, und ich habe Angst, dass unsere ohnehin recht frische Freundschaft jetzt auseinanderbricht.

»Papa! Das Lied hat Tim geschrieben«, versichere ich hastig. »Ich habe es nur ein wenig aufgepimpt.«

»Ach so.«

Papa ist jetzt still. Tim auch. Aber er grinst vor sich hin.

»Ich bin froh, dass du das warst, denn dann kann ich wieder einmal einen so guten Song machen, weil ich jetzt weiss, wen ich um Hilfe bitten muss«, sagt er schliesslich zum Abschied.

Glück gehabt.

Wir klatschen uns ab.

»BFF«, sagt er.

BFF? Hä? Ich schaue ihn verständnislos an.

»Best Friends Forever«, sagt Tim und lacht über meine Unwissenheit.

»BFF«, antworte ich schnell.

Wow.

BFF.



Später sitzt Mama auf meinem Bettrand. Ich bin glücklich – aber auch ein bisschen traurig, weil wir nicht Erste geworden sind. Sie versucht, mich zu trösten. »Wenn du es im Showgeschäft zu etwas bringen willst, musst du lernen, Niederlagen wegzustecken. Das ist im normalen Leben genauso. Du weisst, was du kannst. Du weisst, was du willst. Du glaubst an dich. Du liebst Musik. Das ist entscheidend. Das ist dein Motor, der dich weitermachen lässt, der dich weiterbringt.«

Ein zweiter Platz sei auch ein Grund zum Feiern, meint sie, die bei ihrem Wettbewerb damals Erste geworden ist. Sie kann gut reden.

Mama lacht mich aus: »Denkst du, das war mein erster Wettbewerb? Ich habe an vielen Talentwettbewerben teilgenommen, als ich jung war. Ich habe es nie an die Spitze geschafft, nicht einmal auf einen zweiten Platz. Dann kamen Papa und du, und ich habe mich mehr um die Familie gekümmert als um eine Karriere.«

Aha, und dann hat ihre Freundin sie einfach noch einmal angemeldet, als sie schon 35 war. Und dann hats

»zoom« gemacht und geklappt.

Das Leben ist schon verrückt.

Und unberechenbar.

Alles ist möglich.

Aber halt nicht immer.

»Du wirst es einmal weit bringen. Und denke immer

daran: Am Ende gewinnen die, die nicht aufgeben«,
sagt meine Mutter zum Schluss und küsst mich auf die
Nasenspitze. Sie muss es ja wissen, denn sie ist meine
Mutter und ein Star.

Ich habe also einen Motor.

Weil ich an mich glaube.

Weil ich weiss, was ich will.

Weil ich weiss, was ich kann.

Weil ich Musiker werden will.

Weil ich ein Musiker bin.

Und nicht zuletzt, weil ich eine tolle Familie habe.

»So, schlaf jetzt, Johnny. Und zum Einschlafen stellst
du dir etwas ganz Schönes vor. Einen grossen Erfolg,
eine glorreiche Karriere, was immer du magst. Das ist
mentales Training. Das hilft. Das machen sogar Sport-
ler. So kannst du die Akkus deines Motors wieder auf-
laden.«

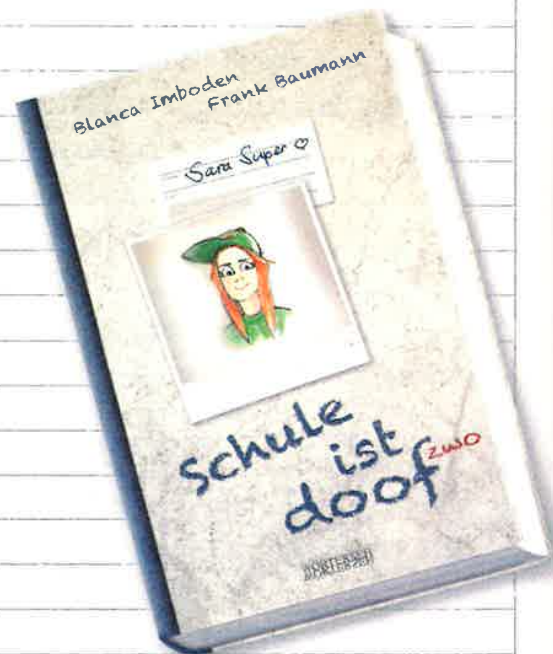
Diese Idee gefällt mir.

Beim Einschlafen stelle ich mir also vor, wie ich als die
Schweizer Antwort auf Dieter Bohlen am bunt beleuch-
teten Jurypult sitze und diese Mädels im Schlabberlook
mit ihrem Kirchengesang mit bitterbösen Sprüchen
zum Teufel schicke. Und dann steige ich mit Sara Super
in meinen feuerroten italienischen Supersportwagen
und fahre heim in meine Villa am Vierwaldstättersee,

wo ich auf meinem gläsernen Flügel noch ein paar
internationale Hits komponiere, während meine Sara
auf ihrem kostbaren Schimmel einen kleinen Ausritt
in unserem Park macht.

Und so schlafe ich mit einem Lächeln ein und mit der
Gewissheit, dass noch viele »schönste Tage« auf mich
warten.





Wie es weitergeht?

Im November 2016 wird der zweite Band der Jugendbuchreihe von Blanca Imboden und Frank Baumann erscheinen, er heisst:

Sara Super

Schule ist doof ^{ZWO}

Sara Super heisst natürlich nicht wirklich so, sondern bloss ganz gewöhnlich Sara Suter. Ihren Spitznamen hat sie bekommen, weil sie ständig alles und alle SUPER findet und selber aussergewöhnlich super aussieht. Sie ist das It-Girl der ersten Klasse des Gymnasiums, die Schulschönheit, die immer weiss, was modisch gerade in ist. Dabei hat sie selber schon echte Tiefschläge verkraften müssen: Sie musste aus der Zürcher Innenstadt in die ländliche Innerschweiz umziehen. Krass!

Als ein Model-Scout sie auf der Strasse anspricht, kann sie es kaum fassen. Ist sie schon am Ziel ihrer Träume angekommen?



Blanca Imboden,

geb. 1962 in Ibach, war als Kind eine richtig wahnsinnig gute Schülerin. Ehrenwort. Schon in der Primarschule schrieb sie spannende Fortsetzungsromane. In der Mittelstufe veränderte sich ihr Notenbild besorgniserregend, weil sie andere Prioritäten setzte: Sie nahm Gesangsunterricht, lernte mehrere Instrumente spielen, verliebte sich. Später führte sie nur noch Berufe mit S aus: Sie wurde zuerst Sängerin, dann Sekretärin, später Seilbahnfahrerin auf dem Stoos. Heute ist sie Schriftstellerin und schreibt für den Wörterseh Verlag Bücher wie »Wandern ist doof«, »Drei Frauen im Schnee«, »Anna & Otto« und »Matterhörner«. Alle ihre Bücher standen wochenlang auf der Bestsellerliste. Dies ist ihr erstes Jugendbuch; sie hat es zusammen mit Frank Baumann ausgebrütet. Sollte dieses Buch kein Erfolg werden, überlegt sie sich schon neue Berufe mit S. Wie würde sie sich wohl als Souffleuse oder Skilehrerin schlagen? Da du jetzt dieses Buch gekauft hast, werden wir das wohl nie erfahren.

Blanca Imbodens Ähnlichkeit mit der Haushälterin Rosa ist natürlich rein zufällig :-)



Frank Baumann,

geb. 1957 in Zürich, war ein ausgesprochen fauler Schüler, weshalb er Journalist wurde. Heute ist er Buchautor, Illustrator, TV-Produzent, Kolumnist und Direktor des Arosa Humorfestivals. Für den Wörterseh Verlag schrieb das Multitalent bereits die amüsanten Golfbestseller »Single in 365 Tagen« und »Die Partherapie« sowie das Kinderbuch »König Alphons und Kurt, das Kamel«. Als – auf einer Zugfahrt – die Idee entstand, zusammen mit Blanca Imboden eine pifffige Jugendbuchreihe zu schreiben, war schnell klar, dass er diese auch illustrieren würde. Er gewann mit seinen Arbeiten zahlreiche nationale und internationale Auszeichnungen. Unter anderem wurde er 1999 am Festival der »Rose d'Or« für seine schräge TV-Sendung »Ventil« ausgezeichnet. Und 2009 wurde »Ein Fisch für 2« gar für den renommierten Adolf-Grimme-Preis (den »Oscar« der Fernsehunterhaltung) nominiert. Der Vater zweier erwachsener Kinder ist glücklich verheiratet, spielte in seiner Jugend sehr laut Schlagzeug und miserabel Saxofon – und übt seit neuestem leider auch Posaune und Trompete. Er lebt in der Nähe von Zürich und in Vals.

Dieses »Fot« ist zur Abwechslung
mal richtig geschrieben :)